

Minna Herzlieb und Goethes „Wahlverwandtschaften“.*)

I.

Mit einem neuen romantischen Liebesabenteuer hat eben Adolph Stahr in einem Anhang zur dritten Ausgabe seiner Schrift „Goethe's Frauengestalten“ des Dichters reiches Leben ausgestattet.**) Goethe, der sich vor elf Monaten mit seiner ihm achtzehn Jahre angehörnden Christiane Vulpius kirchlich verbunden hatte, soll nach Stahr in leidenschaftlicher Liebe zu der achtzehnjährigen Minna Herzlieb entbrannt sein, sich von ihrer Gegenliebe überzeugt, ihr seine Freude darüber in einem Sonette, in einem andern sein „Liebes-toben“ ausgesprochen haben; er soll, statt sich dem unmöglichen Verhältniß zu entziehen, es so lange unterhalten haben, bis die Verwandten mehr als ein Jahr später sich veranlaßt gesehen, die Geliebte „aus seinem Gesichtskreise zu entfernen und ein Zusammen-sein zu trennen, welches möglicherweise zu ernsthaften Verwicklungen führen konnte“; in seiner Trostlosigkeit über ihre Entfernung habe er sich mit aller Kraft der Vollendung seiner zwei Jahre früher entworfenen „Wahlverwandtschaften“ zugewandt und in der dichterischen Beschäftigung mit dem Bilde der von ihm geschiedenen Geliebten Befreiung von seinem Schmerze, in den Bezeichnungen des lieben, des guten, des schönen, des herrlichen, des himmlischen Kindes, mit denen er die von ihm geschaffene Gestalt Ottiliens verherrlichte,

*) Magazin für die Literatur des Auslandes 1870, No. 20 f. 30. 1873, 5 f. Hier durchgesehen und mit einem neuen Artikel vermehrt.

**) Goethe's Frauengestalten, von Ad. Stahr. Dritte vermehrte Ausgabe. Mit einem Anhang: Minna Herzlieb, Goethes Ottilie der „Wahlverwandtschaften“, und mit dem Facsimile eines von Goethe an dieselbe gerichteten Gedichts. 2 Bände. Berlin, J. Guttentag, 1870.

zugleich seiner eigenen Liebe für das Urbild Genüge zu thun versucht haben. Als sie 1814 (vielmehr ein paar Jahre früher) verlobt nach Jena zurückgekehrt sei (sie habe wohl gedacht, daß es sicherer und für alle Theile besser sei, wenn sie als Verlobte eines andern in die Nähe des Dichters zurückkehre), scheine eine lebhaftere Wiederannäherung Goethes an sie oder doch eine Wiedererweckung seines Schmerzgefühls über den ersten Verlust der von ihm Geliebten und Gefeierten stattgefunden zu haben; noch im Jahre 1818 (zu einer Zeit, wo sie selbst noch frei und Goethe fast zwei Jahre Wittwer war) habe er in einem an sie gerichteten Gedichte seinen Schmerz ausgesprochen, daß er ihr habe entsagen müssen.

Halten wir dieses Bild an den aus so vielen Erlebnissen durchsichtig klaren Charakter des edlen Dichters, so müssen wir schon vorab erklären: Das ist eine Unwahrheit! Goethe kann mit einem so unmöglichen Verhältnisse nicht Jahre lang sich und die jugendliche Geliebte gequält und über das diesem anmuthigen Wesen im Besitze eines ihrer würdigen Gatten winkende Lebensglück sich wie ein düsterer Schatten gelagert haben! Sein Herz war an Entfugung längst gewohnt, und des Frevels, durch seine Leidenschaft ein anderes Dasein zu untergraben, völlig unfähig. Ist nicht sein Liebesleben eine fast ununterbrochene Kette schwerer Entfugungen? Mit wie vielen reizenden jungen Frauen und Mädchen traf er seit seiner natürlichen, aber von ihm heilig gehaltenen Ehe (1788) zusammen, die eine herzliche Neigung in ihm erregten, aber immer war er stark genug, sich zur Zeit sein „Nicht weiter!“ zuzurufen, wie er selbst einmal in Bezug auf seine amtliche Stellung zu den Schauspielerinnen berichtet, gegen die er sich nie, so nahe es ihm auch manche gelegt, eine Schwäche erlaubt habe. Welch ein Kreis junger Damen schloß sich an ihn und hatte sich seiner herzlichsten Zuneigung zu erfreuen, ohne daß er einer leidenschaftlichen Liebe zu ihnen sich hingeeben hätte! Bleiben wir bei der Zeit stehen, in welche die Liebe zu Minna fällt, wie herzlich zeigte er sich gegen die edle Prinzessin Karoline, Fr. A. Wolfs Tochter, Bettina Brentano und Silvie von Ziegensar! Besonders letztere, die er seit ihrer frühesten Kindheit bei ihren Eltern in Drakendorf gesehen, mit welcher er seit 1801 in brieflicher Verbindung stand, zog sein Herz inniger

an, als das alle Männer durch ihre strahlende Anmuth und ihr stilltes, verschlossenes, auf eine reiche Tiefe deutendes Wesen hinreißende Mädchen von Jülichau. Wären seine Briefe an Silvie Zigejar gedruckt, so würde schon daraus allein erhellen (denn gerade im Jahre 1808 ist der Briefwechsel besonders lebhaft), wie wenig Goethe damals an leidenschaftlicher Spannung und düsterem Liebesgram litt.*) Bei allen so zahlreichen Neigungsverhältnissen zog er sich immer zur rechten Zeit zurück, so daß er dem Ausbruche übermächtiger Leidenschaft zuvorkam. Solcher Beziehungen erinnerte Goethe sich gern. So erzählte er im Jahre 1819 dem Kanzler von Müller und der jungen Gräfin Julie von Egloffstein, die ihm seit dem vorigen Jahre nahe stand, in sehr anmuthiger Weise, wie er einmal auf dem besten Wege gewesen sei, sich in Fräulein Mellish zu verlieben. Wie anziehend ist sein Verhältniß zu der jungen Polin zu Karlsbad im Jahre 1820, diesem „allerliebsten farmatischen Hanswurst, voll Verstand, Laune, Frohsinn“! Aber den glänzendsten Beweis seiner sittlichen Kraft bewies er drei Jahre später, wo ihn die Liebe zu Ulrike von Levezow wirklich eine Zeit lang recht unglücklich machte, was uns aus seinen Unterhaltungen mit dem Kanzler von Müller so recht anschaulich entgegentritt. Gegen diesen äußerte er vertraulichst: „Es ist eben ein Hang, der mir noch viel zu schaffen machen wird, aber ich werde darüber hinauskommen.“ Ein äußeres Verhältniß stand seiner Vermählung mit dem lieblichen Wesen damals kaum entgegen, aber die Stimme der Besonnenheit sprach laut genug, um über die Leidenschaft des fünfundsiebzigjährigen Greises den Sieg zu gewinnen. Und diese Entfugungskraft hat Goethe stets geübt; er hat sich nie auf so leichtfertige Weise seiner Leidenschaft hingeeben, wie es der Fall sein würde, hätte Stahr über sein Verhältniß zu Minna Herzlieb die Wahrheit gesagt, und sich nicht vielmehr, wie auch sonst häufig genug in seiner Darstellung von Goethes Frauengestalten,

*) Fünf Briefe an sie aus dem Jahre 1808, freilich erst vom 22. Juli an, finden sich im „Goethe-Jahrbuch“ III, 193 ff., andere von 1809 daselbst I, 243 f. III, 192 (No. 2, wo die Jahreszahl verdruckt ist), einer schon von 1801 III, 192.

von einem raschen Einfallc rücksichtslos hinreißen lassen, der vor dem prüfenden Blicke sich verflüchtigt. Doch gehen wir auf seine Begründung näher ein.

Längst war es bekannt, daß Goethe im Dezember 1807 zu Jena auf Minna Herzlieb das „Epoche“ überschriebene Sonett dichtete:

Mit Flammenschrift war innigst eingeschrieben
 Petrarca's Brust vor allen andern Tagen
 Charfreitag. Ebenso, ich darf's wohl sagen,
 Ist mir Advent von achtzehnhundert sieben.

Ich fing nicht an, ich fuhr nur fort zu lieben,
 Sie, die ich früh im Herzen schon getragen,
 Dann wieder weislich aus dem Sinn geschlagen,
 Der ich nun wieder bin ans Herz getrieben.

Petrarca's Liebe, die unendlich hohe,
 War leider unbelohnt und gar zu traurig,
 Ein Herzensweh, ein ewiger Charfreitag.

Doch stets erscheine fort und fort die frohe,
 Süß, unter Palmenjubil, wonneschaurig,
 Der Herrin Ankunft mir, ein ew'ger Maitag.

Stahr war es vorbehalten, in diesem Sonette den Ausdruck der Freude über die Entdeckung zu sehen, daß der Dichter von Minna wiedergeliebt werde. Das Gedicht ist nichts als eine im Tone der italienischen Sonette gehaltene Galanterie gegen das anmuthige Mädchen, welches ihm am ersten Sonntag im Advent, wo er bei dem gastfreien Buchhändler Frommann zu Mittag speiste, in seiner ganzen Liebenswürdigkeit erschienen war und seine herzliche Liebe gewonnen hatte, so daß er dieses Advents, der ihm nicht eine Ankunft des Herrn, sondern eine Ankunft der Herrin geworden, immer freudig gedenken wird, im Gegensatze zu Petrarca, den der kleine Gott unbewehrt an einem Charfreitag mit dem Pfeile der Liebe zu Laura getroffen hatte, der aber elf Jahre später, gleichfalls an einem Charfreitag, zu Gott flehte, er möge den irren Geist auf bessere Pfade führen, dessen Liebe ein ewiges Herzensweh war. Schon hieraus ergibt sich, welcher Art Goethes Liebe ist, die in dem heitern Genusse der Anwesenheit der Geliebten ihre volle Seligkeit fand, keine leidenschaftliche Sehnsucht nach ihrem Besitze war.

Er ist ihr, die er schon als Kind im Herzen getragen, jetzt wieder ans Herz getrieben; er muß sie immerfort lieben; sie ist seine Herrin, an deren beseligenden Blicken er hängt. In einem heitern Gedichte, welches er im folgenden Jahre an Silvie von Ziegesar zum Geburtstag richtete, nannte er diese am Schlusse „Tochter, Freundin, Liebchen“.

Zur vollen Würdigung unseres Sonettes bedarf es aber eines Blickes auf Goethes damalige Sonettendichtung überhaupt, in die er bei seinem längern Aufenthalte zu Jena gerieth. Außer den Briefen Knebels, geben uns die von mir früher mitgetheilten Angaben in Niemers Nachlaß, die Stahr gar nicht zu kennen scheint, nähere Kunde. Auch war es mir gestattet, Knebels Tagebücher zu benutzen.

Am 11. November fuhr Goethe mit Niemer nach Jena, wo er sich besonders der Farbenlehre widmen, auch an der ihm vorschwebenden Dichtung „Pandora“ arbeiten wollte, von welcher er wenigstens einige Stücke den ihm befreundeten Herausgebern der wiener Zeitschrift „Prometheus“ zugesagt hatte. Daß er mit diesem Plane sich bereits im Jahre 1806 trug, beweist die von mir schon früher mitgetheilte Stelle aus Goethes Tagebuch: „Den 27. Juli. Frau von Brösigke und Frau von Levezow. (Pandora.)“ Auf der Fahrt nach Jena theilte Goethe Niemer die ganze Idee von „Pandorens Wiederkunft“ umständlich und ausführlich mit. Die ersten Tage konnte er ruhig nach seinen Zwecken und Wünschen leben, wie er an Frau von Stein schreibt, doch sehnte er sich manchmal nach Weimar zurück. Knebel ward häufig besucht und zum Spaziergange abgeholt. Den 19. las er Niemer den Anfang seiner „Pandora“. Am Adventsonntage, den 29., diktirte er Niemer daran. Denselben Mittag war er mit Knebel in größerer Gesellschaft bei Frommann zu Tische, wo Minna Herzlieb einen lieblichen Eindruck auf ihn machte. Daß er aber in keine leidenschaftliche Spannung dadurch gerieth, ergiebt sich schon daraus, daß er die folgenden Tage ruhig an seiner „Pandora“ fortiktirte, die erst durch den Antheil, den ihm die am 2. Dezember erfolgte Ankunft des Dichters Zacharias Werner erregte, ins Stocken gerieth. Eine Goethe gewaltig aufregende Liebesleidenschaft würde entweder seine Dichtung

gleich haben stocken lassen, oder sie würde ihn gerade zur Ausföhrung jener bewegten Stelle getrieben haben, vor welcher er diesmal stehen blieb. Den 1. Dezember schrieb er an Frau von Stein: „Ich bringe manchen Abend bei Knebel zu, wo dann manches gelesen und durchgeschwätzt wird. Freilich sind die trüben und langen Abende hier fast unüberwindlich.“ Das ist nicht die Sprache eines Liebesfeligcn oder eines von der Leidenschaft Aufgeregten; ein solcher würde auch nicht an Werner einen so lebhaften Antheil genommen haben. Den 2. ging Goethe wieder mit Knebel spazieren, bei dem er den Abend mit Werner und dem Physiker Seebeck zubrachte. Werner las mehrere seiner kleinen Gedichte, die auf Knebel besondern Eindruck machten und auch Goethe, wie Knebel seiner Schwester berichtet, wohl gefielen. Den folgenden Abend war Goethe in größerer Gesellschaft, worunter Knebel und Werner, bei Frommann. Werner las mit der ihm eigenen feurigen Innigkeit von seinen Sonetten vor, womit sich der dichterische „Liebesgefell“ (so nennt er sich selbst in einem Liede zum Abschiede von Jena und Goethe bezeichnet ihn so in einem Briefchen an Frau von Stein) besonders an die reizende Minna gewandt haben dürfte. Daß die jungen Leute mit Minna viel geschäkert und sich, besonders der etwas lose Kiemer, mit ihr zu schaffen gemacht, wird erzählt. Auch am 4. wendet sich Goethe wieder an Frau von Stein, ohne eine Spur leidenschaftlicher Aufregung zu verrathen. Es sei genöthigt, versichert er dieser, den Dichter der „Söhne des Thals“, die er noch immer nicht gelesen habe, interessant und sogar liebenswürdig zu finden. Da Werner viel um Goethe war und ihm manche seiner Sonette vorlas, fühlte er sich durch diesen zu mancherlei Betrachtungen über diese Kunstform und zur Lesung italienischer und deutscher Sonette veranlaßt, ja, wie er nicht lange in Theoretischem verweilen könne, ohne sich praktisch zu versuchen; er begann selbst Sonette zu dichten. Das erste derselben ist vom zweiten Adventsonntag, vom 6. Dezember, wie Kiemer aus Goethes Tagebuch mittheilt, das dem liebenden Mädchen in den Mund gelegte: „Du siehst so ernst, Geliebter!“ Hätte ihn eine mächtige Leidenschaft zu Minna schon seit einer Woche hingerissen, so würde er diese bereits in seinem ersten Sonette glühend gefeiert haben. Goethe erkannte,

daß das Sonett für dichterisch zugespitzte Liebesempfindungen besonders passend sei, und so suchte er dazu geeignete Gemüthslagen zu erfinden. Die erste, welcher er einen noch sehr im Zwange des Reimes gehenden Ausdruck gab, war des Mädchens Drohung, das kalte Marmorbild des ernst und düster bei ihr weilenden Geliebten so lange küssen zu wollen, bis dieser aus Eiferjucht sie vom Marmorbilde fortreißt. Eine persönliche Beziehung wird man darin am wenigsten annehmen wollen. Wie hätte er Minna einen solchen launigen Vorwurf in den Mund legen können! Lag es nicht vielmehr einer wirklichen Leidenschaft näher, sich selbst in glühendster Weise auszusprechen? Wie frei er damals von aller leidenschaftlichen Spannung war, beweist die Aeußerung Knebel's an seine Schwester vom 8.: „Goethe lebt hier recht wohl, und ich sehe ihn fast täglich. Zuweilen bringt er die Abende bei uns zu, und da ist dann jetzt der poetische Luther [Werner, den auch Goethe scherzhaft Dr. Luther nennt] auch zugegen. Wir haben Goethe diese letzten Male besonders geistig und mittheilend gefunden, und es scheint, als wenn er es in diesem Kreise mehr noch sei als andernwärts.“ Am Mittag des 9. war er, nach Riemer's Bericht, bei Frommann, wo er in Minnas Gegenwart Sonette von A. W. Schlegel vorlas. An demselben Abend wurde auch bei Knebel gelesen, wo sich Goethe mit Werner befand. Den folgenden Morgen war Goethe in aller Frühe mit eigenen Sonetten beschäftigt; am Abende wurden bei ihm solche von W. Schlegel gelesen. Auch am Morgen des 11. versuchte er sich wieder in dieser Dichtung; denselben Abend kamen Sonette von Dr. Gries, dem Uebersetzer Tasso's und Ariosto's, und dem jungen Freunde desselben, Dr. Klinger*), zum Vortrage. Den Abend des 12. las er Knebel den Anfang der „Pandora“. Den dritten Adventsonntag, den 13., dichtete er wieder Sonette; am Mittage war er mit Werner, Riemer, dem Major und Kommandanten von Hendrich und Frommann bei

*) Der junge Frommann nennt ihn einen geistvollen Doktor; er sei, wie er glaube, aus Wien gewesen und jung gestorben. Goethe gedenkt seiner schon im Briefe an Aug. Friedr. Wolf vom 5. Januar 1806, welche Stelle Bratanek (Goethe-Jahrbuch III, 273) irrig unter die Belege zu Fr. W. Klingers Briefen an Goethe aufgenommen hat.

Knebel. Tags darauf trug Werner bei Goethe wieder eigene Sonette vor; und diesen selbst finden wir am andern Morgen mit neuen Sonetten beschäftigt. Werner dichtete ein Charadensonett auf Minna Herzlieb, das er am 16. Goethe vortrug; dieser wurde dadurch zu seinem eigenen Charadensonett auf das Wort Herzlieb veranlaßt, welches er am 17. Riemer mittheilte. In diesem Sonette bittet der Geliebte das liebende Mädchen, die er als sein Herzlieb bezeichnen möchte, ihn mit sich selbst zu beglücken. Es ist kein eigentlich auf den Namen von Minna Herzlieb gedichtetes Sonett, sondern ganz allgemein gehalten. Ja, geradezu auf diese bezogen, würde es albern sein, da man die Geliebte nicht mit ihrem Zunamen anredet; eine schalkhafte Beziehung auf die reizende Minna kann immer dabei beabsichtigt sein. Am vorigen Abende hatte Goethe seine Sonette Knebel vorgelesen, der sie äußerst niedlich fand. Denselben Tag schrieb er an Zelter, es sei ihm in Jena ganz gut geworden, und, was er nicht errathen werde, er sei in's Sonettenmachen hineingekommen. Gelegentlich werde er ihm ein Duzend davon schicken, d. h. unter der Bedingung, daß er sie niemand zeige und keine Abschrift davon nehmen lasse. Wann das S. 215 angeführte Sonett „Epoche“ gedichtet worden, steht nicht fest; nur daß es noch in das Jahr 1807 falle, wußte Riemer. Höchst wahrscheinlich schrieb es Goethe zum Abschied von Jena, wie Werner sein Lied „Liebesgefells Abschied von Jena“. Daß er, ehe er von Minna schied, seine Freude über den diesmaligen Advent aussprach, wo sie sein ganzes Herz gewonnen, sowie die Versicherung, daß ihm dieser Advent immer in freudiger Erinnerung bleiben werde, lag sehr nahe. Dann aber wäre es fast selbstverständlich, daß Goethe ihr noch vor dem Abschiede wenigstens dieses Gedicht gab. Wenn Minna Herzlieb selbst Herrn von Loeper im Jahre 1857 versicherte (vgl. unten S. 235), Goethe habe ihr keine Sonette zugesandt, so wird dies kaum im allerstrengsten Sinne richtig sein; aber sie selbst gestand demselben, daß sie die meisten schon vor dem Drucke kennen gelernt habe, wonach man denn annehmen mußte, sie habe sie durch Vorlesung am vorletzten Abende bei Frommann kennen gelernt: aber von einer solchen Vorlesung weiß Riemer nichts. Stahr beruft sich auf das Zeugniß von Frommanns Tochter,

wonach Minna ihr ein Jahr vor ihrem Tode gesagt habe, sie habe Goethes Gedichte und Briefe verbrannt, woran er selbst aber so wenig glaubt, daß er meint, sie habe kurz vor ihrem Tode derselben Verwandten, welcher sie die beiden Gedichte mit Goethes Weihgedicht widmete, auch Goethes Briefe und Gedichte übergeben. Aber als Herr von Loeper sie einige Jahre früher sah, besaß sie von Goethe eben nur jenes Weihgedicht. Uns scheint es unzweifelhaft, daß Goethe ihr beim Abschiede eine Anzahl Sonette, unter denen die „Epoche“ und „Charade“ überschriebenen, zurückließ. Wenn Minna sich dessen später nicht mehr erinnerte, so beweist dies eben, daß sie dadurch nicht besonders lebhaft aufgeregt wurde, da sie sonst diese Huldigung des Geliebten unmöglich hätte vergessen können.

Die Frage, welche Sonette Goethe vom 6. bis 18. Dezember in Jena gedichtet, ist nicht sicher zu beantworten; nur von dreien steht es fest. Siebzehn Sonette finden sich unter den Gedichten; ziehen wir diese drei und das später zu erwähnende vom 24. Dezember ab, so bleiben noch dreizehn übrig, von denen Riemer nur zu sagen weiß, daß sie 1807—1808 fallen, in den Dezember des ersten, oder in die ersten Monate des letzten Jahres. Riemer schrieb am 2. und 3. März eine Anzahl Sonette ab, die Goethe an die Zeitschrift „Prometheus“ senden wollte, was aber unterblieb. Jedenfalls sind die meisten jener vierzehn Sonette vom 6. bis 18. Dezember, an den oben näher bezeichneten Tagen, gedichtet. Betrachten wir sie genauer, so finden sich darunter drei, welche sich auf die Sonettform selbst beziehen (11, 14, 15), eben so viele, worin die Geliebte spricht (8—10), eines, das scherzhaft darstellt, wie sich das Sonett ihm von selbst bildet (3), ein anderes, worin der Liebende sich beklagt, daß alle seine Sonette ihm keine Antwort der Geliebten eintragen (13); die übrigen fünf sprechen Liebesgefühle aus. Haben wir gesehen, wie Goethe in das Sonettmachen durch Werner und die Beschäftigung mit dem Wesen und dem Gebrauch dieser Kunstform hineingekommen, so werden wir nicht zweifeln dürfen, daß eben die praktische Uebung, nicht der Drang des Herzens, der ihm den größten Theil seiner lyrischen Gedichte eingab, ihn hier getrieben habe, wofür auch das Spielende mancher spricht. Bei denjenigen,

wo er wirkliche Liebesgefühle darstellte, wählte er zu dieser Kunstform passende Stimmungen und Wendungen, die ihm sein augenblickliches Verhältniß nicht darbot. Daß er in der immer beengenden Form des Sonettes dichten, sich auf den Bogen dieses Klangspiels oft tändelnd schaukeln konnte, das ist uns gerade der deutlichste Beweis, daß ihn damals keine leidenschaftliche Liebe aufgeregt hatte, wie Stahr sie gegen Minna Herzlieb ohne stichhaltigen Grund behauptet hat.

Auf Minna bezieht dieser auch das Sonett „Wachsthum“*):

Als kleines art'ges Kind nach Feld und Auen
Sprangst du mit mir so manchen Frühlingmorgen.
„Für solch ein Töchterchen mit holden Sorgen
Wöcht' ich als Vater segnend Häuser bauen.“

Und als du anfingst in die Welt zu schauen,
War deine Freude häusliches Besorgen.
„Solch eine Schwester! und ich wär' geborgen;
Wie könnt' ich ihr, ach! wie sie mir vertrauen!“

Nun kann den schönen Wachsthum nichts beschränken;
Ich fühl' im Herzen heißes Liebestoben.
Umfaß' ich sie, die Schmerzen zu beschwicht'gen?

Doch ach! nun muß ich dich als Fürstin denken:
Du stehst so schroff vor mir emporgepoben,
Ich beuge mich vor deinem Blick, dem flücht'gen.

Stahr hat hierbei die Stimme von Minna Herzlieb selbst auf seiner Seite, die, nach von Voepel, äußerte, gerade dieses Sonett drücke ihr Verhältniß zu Goethe aus, der sie als Kind und in ihrer weitem Entwicklung habe kennen lernen. Daß Goethe ihr dieses Sonett mitgetheilt, behauptete sie nicht, sie glaubte nur,

*) Früher führte es die Ueberschrift „Wachsende Reigung“, wie das dritte statt „Kurz und gut“ hieß „Gewöhnung“, das siebente „Trennung“ statt „Abschied“. Diese Ueberschriften finden sich nämlich in den Abschriften im Album von Zelters Gattin, worin auch noch die beiden ersten Sonette aufgenommen sind. Goethe hatte im Juli 1808 eine Reihe seiner Sonette Zelter mitgetheilt.

dieses gerade am meisten auf sich beziehen zu dürfen, aber gewiß bloß des Anfangs wegen: darüber, daß der Schluß nicht auf sie passe, beruhigte sie sich mit dem Gedanken, den sie wiederholt aussprach, Goethe sei ja ein Dichter gewesen, bei welchem man nicht alles so genau nehmen müsse. Und wirklich paßt der Schluß so wenig auf Goethes Verhältniß zu ihr wie möglich. Wie? Minna sollte den von Liebesglut entbrannten, nach Kuß und Umarmung schwachtenden Dichter mit einem hohen, vornehmen Blick gestreift haben, so daß er nicht gewagt, sein Sehnen ihr zu gestehen? Geben wir zu, daß der Anfang auch auf Minna gepaßt habe, obgleich Goethe, als er Minna kennen lernte, bereits eine Gattin, einen Sohn, der nur einen Monat jünger als Minna war, und ein wohlbegründetes Haus besaß: daraus folgt mit nichten, daß das Sonett wirklich auf sie gedichtet war. Minna war am Adventsonntag dem Dichter in aller Lieblichkeit wie eine ganz neue Erscheinung aufgegangen: wie aber stimmt dazu die vornehme, kalte Haltung des Mädchens in unserm Sonette, das doch einem spätern Erlebnisse angehören müßte? Und im Adventsonette heißt es im Widerspruch mit unserm Gedichte, er habe die Geliebte sich später „weislich aus dem Sinne geschlagen“.

Daß auch Bettina das Gedicht „Wachsthum“ für sich in Anspruch nahm, ist freilich ohne Gewicht, da Goethe diese erst kurz vorher kennen gelernt hatte; aber es zeigt, wie leicht man in solchen Fällen auch unmögliche Beziehungen annimmt. Doch bei Minna trat noch ein besonderer Umstand hinzu. Goethe hatte ihr 1817 zu ihrem Geburtstage, wo er gerade zu Jena anwesend war, die beiden vor zwei Jahren erschienenen Bände seiner Gedichte mit ein paar Widmungsversen verehrt, worin es hieß, wenn sie in diesem Kranze von Gedichten, den er heute neben so vielen andern Kränzen ihr zuwende, Bekannte finde, so habe sie vielleicht sich selbst erkannt, was er später beim Abdrucke der Verse in seinen Werken dahin erläuterte, die Freundin habe sich darin auf manchem Blatt wie im Spiegel wiederfinden können. Wenn er also auf mehrere ihr gewidmete Gedichte hindeutete, so hatte sie das Recht, zunächst in den Sonetten solche aufzusuchen, wo sie aber außer dem „Christgeschenk“ überschriebenen kaum etwas so gut auf sich beziehen konnte als eben den Anfang

des Sonetts „Wachsthum“; denn „Epoche“ und „Charade“ fehlen noch in dieser Ausgabe der Gedichte. Bei jener Aeußerung im kleinen Weihegedichte erinnerte sich Goethe, daß er vor zehn Jahren einige Sonette mit Bezug auf Minna gedichtet hatte, aber es fiel ihm nicht ein, daß er ein paar derselben in dieser Sammlung weggelassen hatte, und so konnte er sich in jener Weise äußern, obgleich wirklich nur ein Gedicht der Sammlung sich auf sie bezog.

Nach allem findet sich in den Sonetten keine Spur von leidenschaftlicher Liebe Goethes zu Minna Herzlieb; wir sehen nur, daß er diesem anmuthigen Wesen, das ihm jetzt erst in seiner vollen Lieblichkeit aufgegangen war, seine dichterische Huldigung darbrachte. Wenn man den Schluß des launigen achten Sonetts Remesıs:

Doch trennet mich von jeglichem Beginnen
Sonettenwuth und Raserei der Liebe,

als Beweis von wirklicher leidenschaftlicher Liebe Goethes während jener Dezembertage anführen möchte, so übersieht man die scherzhafte Uebertreibung, da ja von einer Sonettenwuth nur in launigem Sinne die Rede sein kann. Die Sonettform hat den Dichter aber zu seinen Liebesempfindungen getrieben, da er in dieser den einzigen passenden Stoff dazu erkannte. Goethes heitere Stimmung spricht gegen jedes damalige Liebesleiden, jede „Raserei der Liebe“. Auch wissen seine vertrautesten jenaischen Genossen, Knebel und Riemer, davon nicht das geringste: ersterer würde in den Briefen an seine Schwester dieselbe unmöglich haben übergehen können, und Riemer faßt, was wohl zu bemerken, die Sonette nur als ein dichterisches Spiel, wozu Werners Vorlesung seiner Gedichte Goethe angeregt habe (II, 596). Der Mythos von einer leidenschaftlichen Liebe Goethes zu Minna muß später entstanden sein.*) Auch Varnhagen von Ense, der mit diesen Kreisen und Verhältnissen innigst vertraut

*) In dem bitterbösen Büchlein von Goethe (1832) des jenaischen Professor D. L. B. Wolf (vgl. S. 209) findet sich davon keine Spur, eben so wenig im schopenhauerschen Kreise; dagegen deutet freilich auf die Kenntniß eines Verhältnisses Goethes zu Minna die Thatsache, daß man in den dreißiger Jahren die Gattin des frühern Verlobten Minnas, des Prof. Pfund, in felsamer Verwechslung für eine Geliebte Goethes ausgab.

war und gewiß noch die spätere Frau Professorin Walch persönlich kannte, wollte von einem leidenschaftlichen Verhältnisse Goethe's zu dieser nicht das geringste wissen; sie sei nie eine Liebchaft Goethe's gewesen, schrieb er mir 1858, sondern nur der Gegenstand einer stillen, vielleicht immer verschwiegenen Zuneigung. Prof. Nicolovius in Bonn, der in den zwanziger Jahren mehrfach auf längere Zeit in Weimar war und mit Goethes Sohn zuweilen in Jena bei Frommann wohnte, hörte wohl von Minna sprechen, aber nie von einer nähern Beziehung derselben zu Goethe. Wahrscheinlich war das ganze Gerede aus dem Advent- und dem Charade-Sonett hervorgegangen, und erst nach deren Veröffentlichung (im Jahre 1827) entstanden.

Heiter und wohlgenuth kehrte Goethe nach Weimar zurück; niemand bemerkte an ihm die geringste leidenschaftliche Spannung. Er führte damals Werner in die bedeutendsten weimariischen Kreise ein und betrieb die Aufführung seiner „Wanda“. Den 22. besuchte er, wie gewöhnlich Dienstags, die Prinzessin Karoline, der er den Anfang der „Pandora“ vorlas, und zeigte sich, wie deren Erzieherin, Fräulein Knebel, bemerkt, sehr liebenswürdig. Abends führte er Werner bei der Schopenhauer ein. Den folgenden Tag sah er die Herzogin nebst der Prinzessin, Frau von Stein und Frau von Schardt, wie gewöhnlich Mittwochs, in seinem Hause, wo Werner sein „Kreuz an der Ostsee“ vorzulesen begann. Den 24. sandte er Minna eine kleine Weihnachtsbescheerung von Süßigkeiten nebst einem Sonette, vielleicht auch einigen Briefzeilen; denn auch heute noch glaube ich auf sie das von Stahr übergegangene Sonett „Christgeschenk“ beziehen zu müssen. Hier ist keine Rede von glühender Leidenschaft, sondern nur von „freundlichem Erinnern“, welches der Geliebten die kleine Gabe werth machen werde. Die herzliche Freundlichkeit, welche aus dem Sonette weht, war die eigentliche Seele seines ganzen Verhältnisses zu Minna. Hatte er wirklich eine leidenschaftlichere Regung für sie augenblicklich empfunden, so muß er sie rasch unterdrückt haben. Dienstags war Goethe Vormittags immer bei der Prinzessin Karoline, wo er Calderons „standhaften Prinzen“ las, Donnerstags und Sonntags häufig bei Frau Schopenhauer, zuweilen auch bei der Herzogin, wo er

gleichfalls vorlas; Mittwochs hatte er die Damen des Hofes bei sich, denen Werner nach Beendigung des „Kreuzes an der Ostsee“ seinen „Attila“ zum Besten gab. Auch nach Jena kam er wieder, aber, damit man ja nicht meine, Minna Herzlieb habe ihn herübergelockt, er kam in Begleitung seiner Frau. Dies ergibt sich aus Knebel's Tagebüchern. Wahrscheinlich fuhr Goethe am 16. Januar dorthin; denn an diesem Tage besuchte Knebel ihn am Morgen. Den Abend war Goethe mit seiner Frau auf dem von Professoren und Studenten besuchten Balle in der „Rose“, wo sie wohl mit der Familie Frommann und Minna zusammenkamen. Den andern Abend speiste Goethe bei Frommann, wo er zu allgemeinsten Erheiterung ergeblige Geschichten aus „Hackerts Leben“ vorlas. Die Sonettenzeit war also vorüber. Daß Goethe seine Frau mit zu Frommann brachte, beweist, daß seine Beziehung zu Minna wenigstens damals nicht leidenschaftlich war. In Weimar, wohin er am 18. zurückkehrte, fand man ihn allgemein heiter und sehr liebenswürdig. Er hatte Ruhe und Stimmung zur Fortsetzung der „Pandora“, deren Anfang um diese Zeit im Taschenbuch „Prometheus“ erschien. Von einer Sendung desselben an Minna zeigt sich keine Spur, auch von keiner sonstigen Verbindung mit ihr. Seine Geschäfte führten ihn im März wieder nach Jena, wo er vom 17. bis zum 21. verweilte. Häufig besuchte er in diesen Tagen Freund Knebel, dem er am Nachmittage des 19. die Fortsetzung der „Pandora“ las. Natürlich ward auch Frommann begrüßt, wovon Knebel's Tagebücher nichts erwähnen, weil dieser damals nicht eingeladen war. Am Tage nach der Rückkehr kam er zur Prinzessin, wo er länger als gewöhnlich blieb; „er schien heiter und war sehr offen und gesprächig“, berichtet Knebel's Schwester. Am nächsten Diestage las er der Prinzessin aus „Pandora“ vor, Tags darauf war wieder der Hof, diesmal mit der Großfürstin, bei Goethe, der auch etwas Musikalisches aufführen ließ.

Werner, der sich etwas von Goethe zurückgezogen und andern Kreisen zugewandt, auch durch eine Skandalgeschichte von sich reden gemacht hatte, zog am Ende des Monats von Weimar ab, dagegen kam Seebeck, dessen galvanische Versuche Goethe so sehr anzogen, daß er sie auch in Gegenwart des Hofes in seinem Hause anstellen

ließ. Der Abschied von seinem nach Heidelberg gehenden Sohne griff den damals auch körperlich Leidenden außerordentlich an, doch wandte er sich wieder den im vorigen Jahre begonnenen für die „Wanderjahre“ bestimmten Erzählungen zu, worin er, wie er später gegen Voisserée äußerte, die verschiedenen möglichen Liebesverwicklungen in einzelnen Novellen behandeln wollte. Unter ihnen befand sich auch der Stoff zu den „Wahlverwandtschaften“, den er bereits sich vorgesetzt hatte, ehe Minna Herzlieb ihn durch die Anmuth ihres Wesens so mächtig angezogen; denn es ist durchaus kein Grund, Goethes Bericht in den „Tag- und Jahreshften“ unter dem Jahre 1809 zu bezweifeln, schon vor einigen Jahren sei der Hauptgedanke dazu gefaßt gewesen, ihre erste Konzeption habe ihn schon längst beschäftigt.*) Am 22. April las er bei der Herzogin den Anfang seiner „Wanderjahre“ und der Erzählung „Der Mann von fünfzig Jahren“. Endlich am folgenden Tage unternahm er die durch sein Unwohlsein verschobene Reise nach Jena, wo er bis zum 1. Mai verweilte. Geschäfte und die Anwesenheit des berühmten Afrikareisenden Lichtenstein riefen ihn dorthin. Sonst beschäftigte ihn damals die Fortsetzung der „Pandora“. Es konnte nicht fehlen, daß er die Zeit über mehrmal zu Frommann kam und auch Minna begrüßte. Am Abend des 28. las er bei Knebel in Gegenwart von Maler Meyer, Frommann, Seebeck und Prof. Voigt die Erzählungen aus den „Wanderjahren“. Als er nach seiner Rückkehr die Prinzessin in Weimar besuchte, war er heiter und liebenswürdig. Endlich am 12. Mai trat er mit Riemer seine Badereise nach Karlsbad an, auf welcher er in Jena sich nur ein paar Stunden aufhielt. So zeigt sich bei Goethe seit dem Tage, wo Minna Herzlieb ihm so anmuthig erschien, nach allen vorliegenden Zeugnissen keine Spur leidenschaftlicher Spannung und Schwermuth, wie wir sie voraussetzen müßten, hätte er einen schweren Kampf zu bestehen gehabt, wie sechszehn Jahre später,

*) In den „Tag- und Jahreshften“ ist eine Verwirrung dadurch eingetreten, daß das, was über „Die Wahlverwandtschaften“ und „Pandora“ während der Jahre 1807 und 1808 zu berichten war, unter dem erstern sich findet. Im Jahre 1808 werden beide gar nicht erwähnt.

als Ulrike, seine „Stella“, sein Herz an sich gezogen, oder hätte gar, nach Stahr, ein unmögliches Verhältniß, von düsterer Leidenschaft gefesselt, fortgeführt.

Zu Karlsbad wurde der Plan der „Wahlverwandtschaften“ ernstlich bedacht und näher entworfen. Als Idee derselben sprach er am 17. gegen Riemer*) die symbolisch gefaßte Darstellung sozialer Verhältnisse und Konflikte aus. Wir wissen, daß er sich an dem belebten Badeorte im Juni besonders des frischesten Zusammenlebens mit der ihm unendlich lieben heiter anmuthigen Silvie von Ziegefar erfreute, die mit ihrer Familie das Bad besuchte. Ein sprechender Zeuge seiner fröhlichen Stimmung ist das jetzt in die Werke übergegangene launige Geburtstagslied an Silvien. Wir erwähnten schon des herzlich liebevollen Briefwechsels Goethes mit dieser Freundin, worin er die feine Gränzlinie der Freundschaft so glücklich inne zu halten weiß. Und Minna gegenüber, die ihm viel weniger ins Herz gewachsen war, sollte er sich gewissenlos vergessen, er sollte ein unmögliches Verhältniß zu beiderseitiger Qual leidenschaftlich fortgesetzt haben, bis die Familie Frommann es für gerathen gehalten, diese von Jena zu entfernen, wo sie in den angenehmsten Verhältnissen lebte! Zu einer solchen harten, dem Charakter des Dichters zuwiderlaufenden Beschuldigung (denn eine solche liegt in der Annahme) bedarf es zwingender Belege und gründlicher Nachweisung. Stahr selbst giebt zu, daß die Idee der „Wahlverwandtschaften“ vor das angebliche Aufflammen der Liebe zu Minna falle, aber gleich bei der ersten Fassung der Idee muß dem Dichter die tragische Lösung und Sühne vorgeschwebt haben, daß, wie er sich bald nach Beendigung des Romans ausdrückte, Ottilie und Eduard karterieren (dulden) müssen, nachdem sie der Neigung freien Lauf gelassen, damit das Sittliche seinen Triumph feire. Und wie? Goethe, der sonst immer sittlich stärker als seine Helden ist, sollte sich hier, bei dem Bewußtsein der Nothwendigkeit der Entsagung, so schwach, erwiesen haben, daß er das Verhältniß fortsetzte, mochte auch das Glück der Geliebten dadurch untergraben werden, ihre Seele den empfindlichsten Schaden leiden? In der letzten Zeit seines karls-

*) Briefe von und an Goethe S. 323, wo „März“ statt „Mai“ gedruckt ist.

bader Aufenthaltes begann er die Ausführung des Romans, nachdem er „Pandora“ bis zu einem gewissen Punkte geführt hatte. Wenn Goethe als Grund, weshalb er „Pandora“ und „Die Wahlverwandtschaften“ zu gleicher Zeit habe fördern können, den Umstand anführt, daß beide das schmerzliche Gefühl der Entbehrung ausdrücken, so ist dies doch nur im beschränkten Sinne der Fall; in dem zu Karlsbad gedichteten Stücke der „Pandora“ nimmt das Gefühl der Entbehrung, das Epimetheus ausspricht, nur einen kleinen Theil ein und im Anfange der „Wahlverwandtschaften“, den er damals ausführte, trat dieses Gefühl noch nicht hervor. Den Dichter zog es an, abwechselnd beide zu fördern, wie er überhaupt in Karlsbad durch wechselnde Beschäftigungen sich zu erfrischen suchte. Alle seine wissenschaftlichen, literarischen und praktischen Unternehmungen seien um etwas zugerückt, schrieb er an Frau von Stein.

Nach der Rückkehr aus dem Bade raubten die unglücklichen politischen Verhältnisse, Zerwürfnisse über die Theaterleitung mit dem Herzoge und mancherlei während der Zeit gehäufte Geschäfte ihm alle zur Dichtung nöthige Ruhe; auch drückte ihn der Tod seiner Mutter mehr nieder, als er äußerlich zeigte. Von den nächsten und irdischen Dingen wurde er, wie er in dieser Zeit an Knebel schreibt, so gedroschen, daß er das Ferne und Himmlische ganz aus den Augen verliere. Doch zeigte er sich gegen die Gesellschaft heiter und gefällig. Seine freie Zeit wendete er der Geschichte der Farbenlehre zu. Nach Jena kam er nicht. Erst mit dem Frühjahre kehrte er zu den „Wahlverwandtschaften“ zurück. Daß dies in Folge der Entfernung der Geliebten von Jena geschehen sei, ist ein lustiger Einfall Stahr's. Während er den Roman weiter ausführte, zog ihn die Gestalt Ottiliens als eine hohe Aufgabe der Kunst lebhaft an; jene heilige Ottilie des Obilienberges lag ihm seit fast vierzig Jahren im Sinne. Schon am 18. April konnte er der Herzogin, der Prinzessin und Frau von Stein den Anfang des Romans lesen, womit er in den folgenden Tagen zu höchster Befriedigung seiner edlen Zuhörerinnen fortfuhr, bis er am 29. nach Jena flüchtete, das von jeher seiner Muse so förderlich gewesen war. Hier hielt er sich so unausgesetzt an die ihm

am Herzen liegende, durch die lebhafteste Theilnahme seiner weimariſchen Freundinnen ihm noch lieber gewordene Dichtung, daß er ſie vor dem Eintritte des Herbfteſtes zu Ende führte. Niemand verkenne an dieſem Roman, bemerkt er ſelbſt, eine tief leidenschaftliche Wunde, die im Heilen ſich zu ſchließen ſcheue, ein Herz, das zu geneſen fürchte; er drücke das Gefühl der Entbehrung aus, und ſei ihm in manchem Betracht theuer zu ſtehen gekommen; kein Strich finde ſich hier, den er nicht ſelbſt erlebt, aber keiner ſo, wie er ihn erlebt, wie er ſpäter daſſelbe von „Wahrheit und Dichtung“, beſonders von der Darſtellung ſeiner ſeſenheimer Liebe, ſagte. *)

Erinnern wir uns deſ Wortes unſeres Dichters an Schiller, eſ ſei ihm nie eine tragische Situation ohne pathologiſches Intereſſe gelungen, ſo erkennen wir, daß bei der Darſtellung deſ Glückes und Leidens ſeines liebenden Paares die Erinnerung an den Entſagungsſchmerz lebhaft in ihm erwacht war, den er ſo oft ſich ſelbſt auflegen und das im Vollgenuſſe der Neigung ihm blühende Glück ſich verſagen mußte. Die Bilder ſo mancher jungen Mädchen und Frauen, die ihn zu leidenschaftlicher Liebe hinzureißen gedroht, erhoben ſich vor ſeiner Seele und der bittere Schmerz traf auf dieſelbe Stelle, wo noch ſein Mißgeſchick mit Frau von Stein nachwirkte.

Jetzt erſt ſind wir im Stande, den Bericht zu würdigen, den Sulpiſ Boiſſeree über ſeine Unterhaltung mit Goethe in der Nacht deſ 5. Oktober 1815 im Wagen gegeben. „Unterwegs kamen wir dann auf ‚Die Wahlverwandtſchaften‘ zu ſprechen,“ ſchreibt dieſer. „Er legte Gewicht darauf, wie raſch und unaufhaltſam er die Kataſtrophe herbeigeführt. Die Sterne waren aufgegangen; er ſprach von ſeinem Verhältniß zu Ottilien, wie er ſie lieb gehabt und wie ſie ihn unglücklich gemacht. Er wurde zuletzt faſt räthſelhaft

*) Die Aeußerung: „Der Dichter war bei der Entwicklung dieſer herben Geſchichte tief bewegt; er hat ſeinen Theil Schmerzen getragen. . . . Der Dichter hat ſich hier die Aufgabe geſtellt, in dieſem einen erfundenen Geſchick, wie in einer Grabesurne, die Thränen für manches Verſäumte zu ſammeln“, ſteht wenigſtens nicht im echten Briefe Goetheſ an Bettina vom 5. Februar 1810, iſt auch ſchwerlich aus einem andern Briefe Goetheſ hier eingefügt, ſondern wahrſcheinlich von Bettinen nach Goetheſ obigen Aeußerungen gebildet.

ahnungsvoll in seinen Reden. Dazwischen sagte er dann wohl einen heitern Vers.“ Dieser wunderliche Bericht ist das einzige, was Stahr mit einigem Schein für sich anführen kann, aber es ist eben auch nur Schein. Wir hören, Goethe sei zuletzt fast räthselhaft ahnungsvoll in seinen Reden geworden. Der schon halb schläfrig gewordene Freund Sulpiz hatte Goethe eben mißverstanden, der von den „Wahlverwandtschaften“ unter dem Namen „Ottilie“, gesprochen wie er bekanntlich den Roman zu nennen liebte, und hatte bemerkt, derselbe habe ihm viel Schmerzen gemacht, da er ihn an so manche Entfagungen erinnert, wie wir ihn dies eben in anderer Weise aussprechen hörten. So liegt also die einfache, leicht erklärliche Verwechslung des Romans mit dem angenommenen Urbilde Ottiliens zu Grunde. Wie sollte auch Goethe dazu gekommen sein, ohne weiteres dem Urbild seiner Ottilie, wenn ein solches vorhanden gewesen wäre, vor dem von der ganzen Geschichte nichts wissenden Boisseree gegenüber den Namen Ottilie beizulegen und den Freund davon zu unterhalten! Boisseree giebt nur im allgemeinen den Inhalt des Gesprächs nach seinem unglücklichen Mißverständnisse, wonach auf dessen Fassung nichts zu geben ist. Aber Stahr glaubt nicht, allein das, was für jeden, der die andern Aeußerungen Goethes über „Die Wahlverwandtschaften“ kennt, sich als eine Unmöglichkeit herausstellt, sondern er denkt gar, noch damals habe Goethe tiefen Schmerz über Minnas Verlust empfunden, ohne zu beachten, wie sehr sich, was dem Kundigen offen vorliegt, sein ganzes Leben seit der Befreiung Deutschlands erheitert hatte und in den Liedern des „Divans“ ein frischer dichterischer Frühling ihm aufgegangen war, eine neue heitere Neigung zu seiner Suleika, Marianne von Willemer, ihn beglückt hatte. Daß Goethe manche Züge von Minna Herzlieb seiner Ottilie gegeben, habe ich schon in meinen Erläuterungen angenommen, und es wird dies durch die dankenswerthen Mittheilungen Stahrs und von Loepers über ihre Persönlichkeit bestätigt. Aber Ottilie ist kein Abbild Minna's; Ottilie, welche Goethe eine seiner liebsten Töchter nennt, bei welcher er selbst, schon während der Ausarbeitung des Romans, in einem Briefe an Frau von Stein an die heilige Ottilie erinnert, die sich dem Jüngling so lebhaft eingepägt hatte, wie er es mit bestimmter

Hindeutung auf die Ottilie des Romans zwei Jahre später in „Wahrheit und Dichtung“ dargestellt — Ottilie ist ein Bild seiner Phantasie, wie es sich aus der Absicht des Romans herausbildete. Um seinen dichterischen Zweck nach der Idee desselben zu erreichen (daß der Roman nach einer Idee gearbeitet sei, hat er selbst bekannt), mußte sie so und nicht anders sein, wobei er freilich einzelne Züge in seiner Weise von dem lieben Kinde hernehmen konnte, das aber damals nichts weniger als unglücklich war, sondern zu einem fröhlichen Familienereignisse nach der Heimat gereist war. Hat ja auch die Luciane der „Wahlverwandtschaften“, Ottiliens schärfster Gegensatz, wie man schon damals in Frankfurt erkannte, manche Züge von Bettinen, ohne deren Abbild zu sein. Und wir wissen auch, wie viele Züge von andern der Dichter diesem Roman, wie früher den „Lehrjahren“, geschickt einzuweben mußte, aber in seiner Weise lag es, wie Stephan Schütze sehr fein bemerkt, nur die äußere Erscheinung zum Grunde zu legen und durch die Wirklichkeit der aufwärts strebenden freien Dichtung keinen Zwang anzuthun. Von der tragischen Geschichte Ottiliens stimmt auch kein einziger Zug zu den Lebensereignissen von Minna. Hätte bei Ottilien eine wirkliche Person vorgeschwebt, so würden wir auch ihre äußere Gestalt genauer gezeichnet sehen, was Goethe absichtlich gemieden hat. Er gedenkt außer ihrer strahlenden Anmuth nur ihrer großen, schwarzen, durchdringenden Augen, und zwar letzterer nur bei einer für die Handlung äußerst bedeutenden Gelegenheit, da, wo sie die ihr ganz ähnlichen Augen des Kindes bemerkt. Darauf, daß Minna braune Augen hatte, lege ich kein Gewicht; gab ja Goethe auch Werthers Lotten schwarze Augen, während die wirkliche Lotte blaue hatte. Beachtenswerth bleibt jedenfalls, daß, während man in Weimar und Jena bei einzelnen Gestalten des Romans das Urbild in wirklichen Personen erkannte, niemals, so viel wir wissen, auch von Minnas nächsten Bekannten, eine Andeutung gegeben worden, daß Goethe bei seiner Ottilie an sie gedacht habe. Auch schickte dieser an Minna seine „Wahlverwandtschaften“ so wenig als „Pandora“, als die Schilderung seines Lebens in „Wahrheit und Dichtung“ und die Ausgabe seiner Werke; erst bei einer zufälligen Veranlassung schenkte er ihr die

zwei Jahre früher erschienene Sammlung seiner Gedichte. Wie könnte er hiernach später in näherer Verbindung mit ihr gestanden haben?

Daß Minna schon 1812 nach Jena zurückkehrte, daß nicht ihr Verlobter, der bei Stahr eine so traurige Rolle spielt, sondern Minna selbst die Verbindung gelöst, ergibt sich aus von Loepers Mittheilungen (vgl. S. 236 f.). Einer sehr starken Mißdeutung hat sich Stahr in Bezug auf die Stanzas „Urworte. Orphisch“ schuldig gemacht. Aus dem Umstande, daß Goethe am 21. Mai 1818 einem Briefe an Boisseree das Gedicht beilegt, schließt er, es sei an diesem Tage entstanden, und weil auf den 22. Minnas Geburtstag fällt, müssen die „Urworte“ an diese gerichtet sein. Aber wer Goethes Briefe an Boisseree näher angesehen, kennt dessen Gewohnheit, diesem vor kurzem geschriebene, ihm gerade vorliegende Gedichte mitzutheilen und sie mit dem Datum des Briefes zu versehen, dem er sie beilegte. Und daß die „Urworte“ im Jahre 1817 gedichtet sind, sagt Goethe selbst. Ich habe schon längst darauf hingewiesen, daß Knebel bereits 1789 ein Gedicht zum Geburtstage der Frau von Schardt unter der Unterschrift „Nach dem Griechischen“ schrieb, worin in ganz ähnlicher Weise, wie in den „Urworten“, als die vier besondern Mächte, welche den Menschen durchs Leben führen, der Dämon, das Glück, die Liebe und die Noth genannt werden, denen Goethe als fünfte die Hoffnung hinzufügt. Dies Gedicht findet sich gedruckt in der 1815 erschienenen „Sammlung kleiner Gedichte“ Knebels, welche Goethe mit freundlichem Beifall begrüßte, und unmöglich kann ihm das knebelsche Gedicht ganz aus dem Gedächtnisse entschwunden gewesen sein, als er seine „Urworte“ dichtete. Wie es sich aber auch mit dem Verhältnisse beider Gedichte zu einander verhalten mag, Goethe hat jene Verse nicht zum Geburtstage Minnas im Jahre 1818 gedichtet (wir wissen zufällig, daß er gerade an diesem Tage von Jena nach Weimar zurückkehrte und so nicht am großen Festmahle zu Ehren des Geburtskinde theilnahm), und die Ausführung über die Liebe ist ohne alle persönliche Beziehung. Den Gipfel der Willkür ersteigt Stahr, wenn er in den Worten, womit Goethe die Beschreibung des Dämons, des Lebensgeistes, einleitet:

Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen
Nach dem Gesetz, wonach du angetreten,

eine Hindeutung auf den morgigen Geburtstag erspäht, da doch „du“ hier offenbar nur allgemeine Anrede ist. Sollte nicht etwa gar der Dichter durch die letzte Strophe Minna andeuten wollen, ihre Verbindung mit ihm sei noch möglich, da ja seine Gattin bereits vor zwei Jahren gestorben war. Folgerichtig wäre dies jedenfalls nach den von Stahr angewandten Grundsätzen, besonders da Goethe die Hoffnung frei hinzugesügt hat.

Wir sind zu Ende. Von einer leidenschaftlichen Liebe zu Minna Herzlieb, die den Dichter unglücklich gemacht und die er trotz der Unmöglichkeit einer Verbindung mit dem anmuthigen Mädchen genährt habe, ergiebt sich auch nicht die allergeringste Spur; er war ihr nur mit liebevoller Herzlichkeit zugethan, feierte sie in seiner Sonettenzeit, wo sie ihm eben in ihrer vollen Liebenswürdigkeit erschienen war, nahm einzelne Züge von ihr zu seiner Ottilie und bewahrte ihr seine Zuneigung, so lange sie in seinem Gesichtskreise blieb; ihr späteres Unglück schmerzte ihn, ohne daß er diesem Schmerze im Drange des Lebens, das uns immerfort zu gefaßter Duldung aufruft, irgend nachgegangen hätte. Das von Stahr aufgestellte Bild von Goethes Verbindung mit ihr ist so völlig haltlos, wie es dem Dichter selbst ein seiner unwürdiges, seiner sittlichen Entfagungskraft widerstreitendes Verhalten aufbürdet.

Es gereicht uns zur Freude, zum Schlusse einen vom 22. März datirten Brief des Herrn von Loeper in Berlin über Minna mittheilen zu dürfen, der manche anziehende Aufschlüsse, Ergänzungen und Bestätigungen bietet. Der Brief lautet:

„Sie wünschen, verehrter Freund, daß ich Ihnen über den Besuch, den ich vor dreizehn Jahren der Minna Herzlieb abstattete, und über die dabei gewonnenen Eindrücke etwas Näheres mittheile. Wenn ich auch dieser Aufforderung Folge leiste, so geschieht es im Bewußtsein, daß ich zur Ergänzung und Berichtigung des inhaltreichen Artikels von A. Stahr über die Genannte im Märzhefte

der Westermannschen Monatshefte nur Geringfügiges beizubringen vermag.

Es war am 6. August 1857, als ich, zu Jülichau in Geschäften anwesend, an einem heißen Nachmittage das schattige, auf der Straße nach Grünberg belegene Haus aufsuchte, dessen ersten Stock die verwitwete Frau Walch mit ihrer Schwägerin, der verwitweten Superintendentin Herzlieb, bewohnte. Leider hatte sich in den wohnlichen, wohlausgestatteten Räumen kurz vor mir eine Damengesellschaft eingefunden, deren Anwesenheit mir die Nöthigung möglicher Abkürzung meines Besuchs auflegte. Beide Frauen empfingen mich mit außerordentlicher Freundlichkeit, und Minna insbesondere ließ sich sogleich in ein Gespräch über ihre in Jena verlebte Zeit verwickeln. Sie stand damals bereits am Ausgange der Sechszig, aber die vorzüglich konservirte hohe und schlankte Gestalt, die blühende Gesichtsfarbe, die leichten Bewegungen ließen sie mindestens um zwanzig Jahre jünger erscheinen. Sie machte ganz den Eindruck, wie sie bei Stahr geschildert ist. Den ersten Stoff unserer Unterhaltung bot Lewes' damals eben erschienenenes, ihr schon bekanntes, aber noch nicht von ihr gelesenes Buch über Goethe, dessen ‚Die Wahlverwandtschaften‘ berührender zweiter Theil in der Freeseischen Uebersetzung erst im Spätherbste jenes Jahrs veröffentlicht wurde. Sie freute sich, daß Goethe wieder Mode werde, wie sie sich ausdrückte. Meiner Frage jedoch, ob sie sich in der Ottilie der ‚Wahlverwandtschaften‘ wiedererkenne, wick sie gewandt und etwas verlegen schmunzelnd aus. Mit großer Bestimmtheit aber bestritt sie, daß sie Goethes wegen aus Jena entfernt oder, nach Lewes, in eine Pension zurückgeschickt worden sei; ihre zeitweilige Entfernung von Jena sei aus ganz andern Motiven erfolgt. Daß viele der goetheschen Sonette ihr gewidmet seien, stellte sie nicht in Abrede, mit dem Hinzufügen: „Sie müssen immer denken, Goethe war ein Dichter,“ und der Bemerkung, daß sie davon mehrere erst durch den Druck kennen gelernt habe, welche daher wohl Bettinen gehören könnten; an diese möge ich mich nur wenden. Besonders eignete sie sich das Sonett „Wachsthum“ an; dies drückte ganz ihr Verhältniß zu Goethe aus. Die Sonette seien so schön und vollendet in sich, daß es Unrecht sei, die thatsächlichen

Beziehungen aufzufuchen; ‚Goethe war ja ein Dichter.‘ Sie habe ihn gekannt von etwa 1800 bis etwa 1823 oder 1824. Im Frommann'schen Hause habe er sie als Kind, und in ihrer weitem Entwicklung sie, wie jenes Sonett es andeute, kennen gelernt; sie sei oft mit ihm spazieren gegangen. Da sie im besten Zuge war, so wagte ich nicht die Bemerkung, wie Goethe dazu gekommen, sie sich als Fürstin zu denken, und daß der hervorgehobene Standesunterschied, das Geschick des sechsten Sonetts, auf ähnliche Beziehungen, aber auf eine andere Sphäre hinweise. Als ich hervorhob, daß Goethe damals schon im achtundfünfzigsten und sie erst im achtzehnten Jahre gestanden, bemerkte sie mit Lebhaftigkeit: ‚Goethe war immer jung, man bemerkte bei ihm nicht das Alter; er sei gegen sie stets von großer Liebenswürdigkeit gewesen, und sie könne an ihn und an jene Zeit nur mit angenehmen Erinnerungen zurückdenken. Unbefangene Verehrung und fast Enthusiasmus für Goethe sprach sich dabei in Mienen und Worten aus. Sie leugnete, die Sonette von Goethe zugesandt erhalten zu haben und erklärte, weder Briefe noch Gedichte von ihm zu besitzen, außer seinen gedruckten Gedichten, in die er sich eingezeichnet habe. Auf meine Bitte holte sie, mit lebhaftem Gange sich entfernend, aus einem andern Zimmer denjenigen Gedichtband herein, dessen Stahr gedenkt. Ich kopirte aus demselben auf einen mir von Minna gegebenen Briefbogen jene von Stahr erwähnte Widmungstrophe vom 22. Mai 1817, deren Beziehung auf Minna damals noch unbekannt war. Während ich in dem Buche blätterte, fiel die Rede auf manches der darin enthaltenen Gedichte, und ich sah, daß sie hier ganz zu Hause war, eine Menge der Gedichte auswendig wußte, und wenn ich eines zitierte, sogleich einzuhelfen im Stande war. Ihre braunen, treuherzigen Augen waren meist von den Wimpern beschattet, und obgleich sie mit Anmuth und Feinheit auf die Unterhaltung einging, blieb sie doch im ganzen zurückhaltend, in sich gefehrt und fast jungfräulich verschämt. Die Schwägerin, welche immer zugegen war, machte der Unterhaltung ein Ende, da die Erinnerungen Minna aufzuregen schienen, auch die übrige Gesellschaft auf die Wirthinnen wartete. Von Minna's Gemüthsleiden

ahnte ich damals nichts, aber die Rücksicht auf dasselbe leitete unzweifelhaft das Verhalten der Schwägerin.

Als ich Sie, verehrter Freund, im folgenden Jahre am Rheine sah, theilte ich Ihnen den Zusammenhang jener Widmungsverse mit den Sonetten noch so rechtzeitig mit, daß Sie davon für Ihre Erläuterungen der letzteren noch Gebrauch machen konnten (II, 351 Ihres Kommentars von Goethe's lyrischen Gedichten, 1858); auch ist die Notiz in das Verzeichniß der bei Hempel hierselbst erschienenen Gedichte Goethes übergegangen (II, S. XI, 1868).

Später, bei den Vorbereitungen der hiesigen Goetheausstellung, im Jahre 1861, bat ich Minna brieflich, mir jenen Band Gedichte zu derselben anzuvertrauen. Sie lehnte es mit folgenden, vier Jahre vor ihrem Tode geschriebenen, ganz ihren Charakter ausdrückenden Worten ab: „Gehrter Herr! Durch Abwesenheit von Züllichau verhindert, Ew. Hochwohlgeboren Schreiben eher zu erwiedern, kann ich erst heute um Nachsicht bitten, daß ich Ihren Wunsch, meiner Ihnen schon bekannten Neigung nachgebend, nicht erfüllen kann. So großen Werth das von Ihnen Gewünschte für mich auch hat, so klein wäre der Beitrag für Ihr großes, schönes Unternehmen. Deshalb wird es Ihnen leicht werden, meine scheinbare Ungefälligkeit milde zu beurtheilen. Dies hoffend hochachtungsvoll Minna Walch Herzlieb. Züllichau den 27. April.“ Auch ihr Bild war für die Ausstellung nicht zu erlangen.

Eine Schwester Minnas, Frau Müller-Herzlieb, eine achtzigjährige, ehrwürdige Matrone, lebt noch in Bromberg. Sie sowohl, als die noch lebenden Mitglieder der frommannschen Familie, sollen alle von den innern Widersprüchen in der stahr'schen Darstellung des Verhältnisses von Goethe zu Minna tief durchdrungen sein.“

Aus andern Quellen fügte Herr von Loeper zur Vervollständigung der stahr'schen Nachrichten noch folgendes hinzu:

„Nicht im Jahre 1814, wie Stahr annimmt (S. 670), sondern spätestens 1812 kehrte Minna nach Jena zurück. Denn im Dezember 1812 suchte sie dort ihr Verlobter, der Professor Pfund, dessen Namen Stahr verschweigt, bereits auf. Zelter schreibt an Goethe am 12. Dezember d. J.: „Herr Professor Pfund, vom

hiesigen joachimsthalschen Gymnasio,*) Mitglied der Liedertafel und ein Biedermann, unterbricht dies Schreiben. Er bittet mich um einen Brief an Sie, da er in diesen Tagen nach Jena reiset, um seine Braut zu holen, die dort in Frommanns Hause lebt, und ich gebe ihm diesen mit.“ Pfund war aus der Gegend von Züllichau gebürtig und mit der herzlichsten Familie von früher bekannt. Auch nach der Lösung ihres Verlöbnißes blieb er mit Minna in freundlicher Verbindung, und sie sahen sich nach zwanzig Jahren in Berlin wieder, wo Pfund großer Achtung und des nahen Umganges von Schleiermacher, Fr. A. Wolf, Buttman u. a. genoß. Jene nicht von ihm ausgehende Lösung schmerzte ihn tief, und er mußte Erholung in einer Reise suchen. Aber Minna hatte ihn im Dezember 1812 sehr kalt empfangen, und Frau Frommann ihm bald erklärt, es sei dies nicht als Symptom vorübergehender Verstimmung, sondern entschiedener Abneigung anzusehen und damit das Verhältniß aufgehoben. Uebrigens bemerke ich, daß Frommann's nur eine Tochter, die jetzt in Berlin lebende akademische Künstlerin Ulwine Frommann, besaßen.

Eine zweite Quelle sind Riemer's Tagebücher. Goethes Verhältniß mit Minna soll darin als ein sehr zartes und platonisches bezeichnet sein. Knebel's Tagebücher bieten eine Reihe authentischer, aber nur äußerer Haltpunkte. Im Jahre 1818 ist an Minna's Geburtstag, den 22. Mai, bemerkt: „Großes Convivium bei Frommann's“, dem jedoch Goethe, der am 21. Abends nach Weimar zurückgekehrt war, nicht beivohnte. Minna's Verlobung mit Walch wird zu Ende Mai 1821 stattgefunden haben; denn Knebel notirt am 31.: „Vormittag Madame Schopenhauer nebst Tochter, Appellationsrath Walch und Braut hier.“ Die Hochzeit wurde am 25. September 1821 während Goethes Anwesenheit in Jena gefeiert. Knebel notirt unter diesem Datum: „Nachmittag Goethe hier; item Herr Dr. von Schröter, Bonn, Döderlein. Alle Herzlieb Hochzeit.“ Minna muß ihren Gatten später verlassen haben, als Stahr berichtet worden ist; denn Knebel notirt am 7. Oktober d. J.: „Morgens

*) Er starb am 14. Juli 1852, 72 Jahre alt; ein Jahr vorher war er aus seiner Stelle als erster Professor geschieden.

Oberappellationsrath Walch nebst Frau hier“, und am 29. Dezember: „Frau Geheime Justizräthin Walch hier“ (d. h. zwei Besuche bei Knebel).“

II.

Fast gleichzeitig mit unserm Versuche, in diesen Blättern (Nr. 20 u. 21) Goethes Neigung zu der lieblichen Blume von Züllichau in's Licht zu setzen, brachten die „Preussischen Jahrbücher“ (Juniheft 623—636) einen F. K. M. unterzeichneten Aufsatz: „Goethe, die Wahlverwandtschaften und Wilhelmine Herzlieb“, welcher dieses ganze Verhältniß in ein eigenthümliches Halbdunkel rückt, und gerade dieses mystische Halbdunkel für den heiligen Schleier ausgiebt, den Goethe über diese ganz einzige Liebesgeschichte habe werfen wollen. Das heilige Halbdunkel, worin der Dichter Ottilien lieben und irren, dulden und sterben lasse, habe er schon durch den Athem seiner eigenen geheimnißvollen Liebe auch über Wilhelminen ausgegossen, und als Hüterin desselben Ottilien selbst hingestellt, die uns mit gefalteten Händen anflehe, der Verklärten ihre Verborgenheit zu gönnen (als ob diese nicht längst, und auch durch den Sprecher selbst, aufgehoben wäre!) und sie nicht, mehr zur Störung als zur Rechtfertigung, an das grelle Licht des Tages zu zerren. Wir aber rufen im Sinne des Dichters dieser mystischen Verdunkelung ein freudiges „O holy light!“ entgegen. Bei Goethe ganz besonders wollen wir überall „in's holde Klare schauen“, das er nie und nirgends zu scheuen braucht, und auch Minna Herzlieb bedarf in ihrem Verhältnisse zu dem Dichter der „Wahlverwandtschaften“ keiner schonenden Verhüllung, ja das um sie gezogene Halbdunkel ergiebt sich als das schreiendste gegen sie begangene Unrecht. Der Vertreter Minnas beruft sich bei seiner Darstellung auch auf eigene mittelbare Erinnerungen, „wie er sie dem Munde älterer, nun auch größtentheils verklärter Freunde und Freundinnen entnommen habe“. Wir können uns aber auch mit diesem Halbdunkel, worin er uns die Zeugnisse erscheinen läßt, nicht befreunden, müssen vielmehr zum Vortheil der Sache hier die greifbarste Bestimmtheit wünschen. Wer

weiß nicht, wie leicht auch noch unter uns Personen und Verhältnisse zu Mythen werden, ja wie gierige Klatschsucht vor der ärgsten Verleumdung nicht zurückschreckt, so daß wir dringend fordern müssen, die Zeugnisse genau und bestimmt zu kennen, um ihre Glaubwürdigkeit, worauf es vor allem ankommt, prüfen zu können. Als Schiller nach Weimar kam, war man dort allgemein überzeugt, daß Goethes Verhältniß zu Frau von Stein durchaus rein sei; fünfzig Jahre später machte der weimariſche Klatsch Fritz von Stein zum Sohne Goethes, obgleich dessen Geburt ein paar Jahre vor des Dichters Ankunft zu Weimar fällt. So lange wir nicht wissen, aus welcher Zeit die Zeugnisse stammen, so lange ihre bestimmte Fassung uns nicht vorliegt, dürfen wir keinen Werth darauf legen. In den zwanziger Jahren wußte man zu Weimar und Jena noch nichts von einer Leidenschaft Goethes zu Minna, während doch Minna's unglückliche Ehe die Erinnerung daran hätte hervorrufen müssen; ja Minna selbst ahnte gar nichts davon, wenn wir recht unterrichtet sind, ehe Lewes das mittheilte, was er so lange nachher in Jena vernommen hatte.

Minnas Vertreter setzt einen gewaltsamen Entſagungskampf Goethes in Bezug auf Minna voraus, ja er meint, dieser sei vielleicht der gewaltsamste gewesen, den der Dichter je durchgekämpft habe. Dafür vermissen wir jede stichhaltige Begründung. Minna ging im Sommer 1808, während Goethe in Karlsbad war (diese genauere Zeitbestimmung nehmen wir dankbar an, in der Hoffnung, daß sie durchaus zuverlässig) zur Hochzeit ihrer jüngern Schwester nach Jülichau, wo sie länger blieb, als Frau Frommann wünschte, bis zum Herbst 1812; sie hatte, wie wir von Stahr hören, dort ein Verhältniß angeknüpft. Daß diese Entfernung Minnas in Goethe einen leidenschaftlichen Schmerz verursacht, obgleich er selbst ihre Nähe Monate lang verließ und durchaus nicht ahnen konnte, daß die Reise in die Heimat Minna so lange zurückhalten werde, davon wissen wir nichts, vielmehr war er in Karlsbad so heiter und munter, als je, wie wir, nach manchen andern Zeugnissen, eben aus dem im zweiten Bande der Sammlung „Aus Schelling's Leben“ mitgetheilten Briefe von Pauline Gotter an Schelling's erste Gattin (vom 6. September 1808) erschen. Pauline Gotter war mit Goethe

durch die innigst befreundete Familie von Ziegeſar bekannt geworden. „Wir machten bald“, ſchreibt ſie, „mit Ziegeſar's, Goethe und ſeinem Freund Kiemer einen kleinen Zirkel aus, der feſt zuſammenhielt, und gewiß der luſtigſte und vergnügteſte in ganz Karlsbad war. Er war die Seele unſerer Geſellſchaft, immer gleich liebenswürdig, heiter und mittheilend.“ Nach der Abreiſe der ziegeſarſchen Familie hielten ſich Goethe und Kiemer in gleicher Weiſe mit Pauline und ihrer Freundin Frau von Seckendorf aus Schleſingen zuſammen. Abends beim Thee theilte der Dichter ihnen immer ſehr artige Kleinigkeiten aus der Handſchrift mit. Einer ſpättern Aeußerung Paulinens entnehmen wir, daß darunter ſich auch die launige Ballade „Wirkung in die Ferne“ befand, welche Goethe im Januar Kiemer, nach des letztern eigenem Zeugniſſe, diktiert hatte, alſo zu einer Zeit, wo wir uns ihn nach dem neuen Minna-mythus von tiefer Leidenschaft durchwühlt denken müßten. Unter den andern „Kleinigkeiten“ waren ohne Zweifel die Sonette, die er ja auch Knebel vorgeleſen, die er Zelter hatte ſenden, ja in der Zeitschrift „Prometheus“ wenigſtens größtentheils hatte veröffentlichen wollen, zum deutlichſten Beweiſe, daß ſie nicht in die heilige Tiefe ſeines Herzens griffen, nicht die Frucht einer leidenschaftlichen, ihn unglücklich machenden Liebe waren. Pauline erzählt weiter, Goethe habe viel Güte für ſie gehabt und ſich auf alle Weiſe ihrer angenommen; oft ſei er früh gekommen, ihr botaniſche Stunden zu geben, einigemal habe er ſie allein zu weiten Spaziergängen abgeholt. Wer Goethe kennt, weiß, daß es ihm unmöglich geweſen, ein ſo heiteres Weſen anzunehmen zu einer Zeit, wo er den gewaltſamſten Entſagungskampf beſtand, da eine derartige Erſchütterung ſeine ganze Seele ergreifen mußte, ſein Herzensweh ſich nicht verſtecken ließ. Und der Beweis für Goethes gewaltſamen Entſagungskampf zu eben dieſer Zeit? Obgleich der durch ein glückliches Familienereigniſſ veranlaßt, nur auf kurze Zeit berechneten Entfernung Minnas ſchwerlich [vielmehr ganz gewiß nicht] eine gegen Goethes Verhalten gerichtete Abſicht zu Grunde gelegen, ſo zeigten doch ſchon [was denn weiter?] die noch im Jahre 1807 (1808), wohl in Karlsbad, gedichteten leidenschaftlichen Klagen des Epimetheus um ſeine entſchwundene Pandora und beſonders das in

„Die Wahlverwandtschaften“ so mächtig eingreifende Motiv der Entfernungen sowohl Eduards als Ottiliens, wie tief Goethe solche mehr äußerliche und zufällige Abwesenheiten als nothwendige ewige Trennung vorempfunden und als tragisches Schicksal sich gegenüber gestellt habe.“ Vor dem Hauche des thatsächlich Feststehenden stürzt dieser seltsame Luftbau zusammen. Wir wissen, daß „Pandoras Wiederkunft“, und somit auch die nothwendig im Plane liegende Entfernung Pandoras nebst den Klagen des Epimetheus über die Entschwundene, bereits im Jahre 1806 Goethe vorschwebte, daß er am 11. November 1807 auf dem Wege nach Jena die ganze Idee des Gedichtes Kiemer umständlich vortrug, daß er die Ausföhrung noch in demselben Monate begann, ja daß die betreffenden Klagen bereits im Anfange des Jahres 1808, also lange vor Minnas Entfernung, im ersten Hefte des „Prometheus“ erschienen waren. Jene vermuthete Beziehung auf Minna ergibt sich demnach als eine baare Unmöglichkeit. Ebenso verhält es sich mit der Heranziehung des Motivs der Entfernungen in den „Wahlverwandtschaften“. Den Hauptgedanken zu dem Romane hatte Goethe bereits ein paar Jahre vor 1809 gefaßt, wobei ihm schon Eduards und Ottiliens Entfernungen vorschweben mußten; der Plan ward gleich nach seiner Ankunft zu Karlsbad, Mitte Mai 1808, ernstlich bedacht und entworfen, zu einer Zeit, wo Minna nach der eigenen Angabe ihres neuen Anwaltes, Jena noch nicht verlassen hatte. Aber abgesehen davon, sind die Entfernungen der Liebenden offenbar aus dem Plane der Dichtung hervorgewachsen, nicht aus rein äußerlicher Veranlassung eingeschoben. Ueberhaupt entbehrt die ganze Beziehung des Inhaltes des Romans auf Minna und ihr Verhältniß zu Goethe jeder Berechtigung, muß als ein arges Unrecht sowohl gegen den Dichter, als gegen das liebreizende Mädchen von Jülichau zurückgewiesen werden, für welches man doch ein so zartes Gefühl verräth, das sie aber leider gegen ganz unerwiesene Behauptungen nicht schützt.

Daß Goethe manche Züge Ottiliens in seiner bekannten Weise von Minna hernahm, geben wir gern zu, nur wissen wir dies eben nicht von allem einzelnen genau zu bestimmen. Minnas Vertreter läßt sich also vernehmen: „Ottiliens gesamntes inneres wie äußeres

Wesen: die schlankte, leise wandelnde Gestalt; das dunkle Haar und Auge; das einseitige Kopfweh; die Mäßigkeit im Essen; die Innigkeit der Geberden; das zugleich Weiche und Zähne, Schwankende und Gehaltene, Ausweichende und Zuorkommende ihres Benehmens; bei Unentschlossenheit im Handeln eine plötzlich hervorbrechende Entschiedenheit des Gefühls, der Neigung und Abneigung; bei Langsamkeit und Ungeschicktheit im wissenschaftlichen Begreifen eine treffende Schärfe stiller menschlicher Beobachtung; bei geselliger Schüchternheit und Befangenheit ein allen Glanz und Wiß anderer weiblicher Reize überbietender Magnetismus des Liebreizes — alle diese Züge hat Goethe, wie sich aus Schilderungen und Bildnissen, brieflichen und mündlichen Mittheilungen heute mit Sicherheit nachweisen läßt, den Zügen Wilhelminens, wenn auch im ganzen nicht ohne dichterische Verklärung, doch im einzelnen getreu nachgezeichnet.“ Wir stehen an, dieses alles ohne weiteres zuzugeben; wir müßten die Zeugnisse selbst prüfen, und können die im besten Falle aus später Erinnerung an die jugendliche Minna gestoffenen Schilderungen, die zum Theil durch die in neuester Zeit aufgekommene Beziehung Minnas auf Ottilien beeinflusst sein mögen, nicht als durchaus getreu gelten lassen. Von der schlanken Gestalt und dem dunklen Haar giebt Goethe keine bestimmte Andeutung; ob das einseitige Kopfweh und manches andere wirklich für Minnas Jugendzeit genugsam bezeugt sei, lassen wir auf sich beruhen. Aber wie kann man Goethes eigenes Zeugniß unbeachtet lassen, daß ihm bei Ottilien das Bild der heiligen Ottilie vorgeschwebt, das er im Jahre 1770 nach der anmuthigen Legende sich von ihr gemacht und so lange Zeit mit sich herumgetragen, eine Aeußerung, die er bereits im Jahre 1813 that, und auf deren sonstige Bestätigung wir früher hingewiesen haben! Nur einzelne Züge wird er von Minna genommen, die Gestalt im großen Ganzen nach dem Phantasiebilde jener Heiligen und der zu Grunde liegenden Idee des Romans geschaffen haben. Aber auch, wenn man alle Grundzüge Ottiliens von Minna herleiten wollte, so fehlt doch jedwede Berechtigung, deshalb in der Geschichte Ottiliens irgend eine Aehnlichkeit mit Goethes Verhältniß zu Minna anzunehmen. Dafür fordern wir im Namen der geschichtlichen Wahrheit um so mehr ganz un-

verdächtige Zeugen, als Goethe selbst es entschieden ausgesprochen, er habe diesen Roman nach einer Idee gearbeitet. Die ganze Dichtung ist, wie es bei Goethes Künstlernatur nicht anders sein konnte, aus dieser hervorgewachsen, hat sich nicht nach persönlichen Verhältnissen und Erlebnissen gebildet, wie oft er auch solche als Einschlag benutzt, Persönlichkeiten und Vorfälle der Wirklichkeit, wie bei seinen meisten Dichtungen, verwerthet haben mag. Hier liegt der Angelpunkt der Frage über „Die Wahlverwandtschaften“. Man beweise einen wirklichen leidenschaftlichen Kampf Goethes gegen die Neigung zu Minna, deren Herz selbst unter diesem Verhältnisse gelitten, oder man nehme eine haltlose Behauptung zurück, welche die Würdigung der Personen, ja des Romans selbst bedauerlich trübt.

Wußte man ja zu jener Zeit, wo der Roman die Welt in Bewegung setzte, von einer solchen Beziehung desselben auf Goethes Neigung zu Minna weder in Jena, noch in Weimar, wo man doch andere vorschwebende Persönlichkeiten sehr wohl kannte.*) Knebel, der bei Frommanns aus- und einging und Goethe, wenn er zu Jena weilte, immer sah, hatte davon keine Ahnung; er würde sich sonst gegen seine Schwester darüber geäußert haben. Niemand's Andeutungen über den Roman lassen nicht im geringsten daran denken. Auch Pauline Gotter, die viel zu Draackendorf bei Jena verweilte und Minna kannte, wußte nichts davon. Sonst würde sie auf Schellings Frage, ob sie etwas von Goethes Gedanken bei diesem Romane wisse, besonders auch wann und wo er geschrieben sei, mit einer so merkwürdigen Enthüllung nicht zurückgehalten haben; sie behielt sich aber, eben weil sie nichts Wichtiges zu entdecken hatte, die Antwort für ein andermal vor, da sie schon so viel geschrieben habe. Doch der Vertreter Minnas versteigt sich sogar zur Behauptung, dem Dichter hätten zu seinem Romane keine andern unmittelbaren Verhältnisse zu Gebote gestanden, als der Verkehr im frommannschen Hause und die Besuche zu Draackendorf,

*) Späterer Zusatz: Ja wir wissen jetzt aus dem Briefe, welchen Frau Frommann am 18. Oktober 1809 ihrem Gatten über Goethes Roman schrieb, daß ihr nicht einfiel, jemand könne bei Ottilien an Minna denken.

worüber uns die Briefe von Pauline Gotter manche neue Auskunft geben. Das Leben zu Weimar und der an Bekanntschaften so reiche Aufenthalt zu Karlsbad, wo Goethe gerade manche Studien und Beobachtungen zu unserm Roman machte, ja viele „Repräsentanten“ seiner Romanfiguren fand, wie Riemer ausführlich berichtet, sollen nichts gelten, nichts die volle Vorrathskammer von Erfahrungen, Erlebnissen und Beobachtungen aus dem langen Leben eines so lebhaft die Welt aufnehmenden Dichtergeistes! Oder soll etwa der Dichter bloß aus der allernächsten Vergangenheit schöpfen müssen? Bei einer solchen beschränkten Ansicht ist es nicht zu verwundern, wenn hier auch die ganze Dertlichkeit des Romans in Drackendorf gesucht wird, obgleich man sie schon längst richtiger in Wilhelmsthal gefunden hat. Freilich auch an Kochberg hat man gedacht, worauf aber kaum etwas anderes, als die Kapelle passen dürfte. Sehen wir von andern hier gewagten Behauptungen ab (Charlotte soll gar Frau von Stein mit einigen Zügen der Frau Frommann sein, obgleich sich auch für sie eine willkommene Repräsentantin zu Karlsbad fand), unser Verkärer Minnas bildet sich gar ein, der geheime Reiz derselben habe sich in der ganzen Erfindung und Anlage des Romans (die doch vor den nachhaltigen Eindruck Minnas auf den Dichter fällt) in der denselben durchziehenden Stimmung des Gemüths und Schicksals abgedrückt, er bilde gleichsam die himmlische Musik, welcher der Dichter seinen Text anzupassen versucht habe, Minna sei dessen Muse gewesen. Als ob auch die vollkommenste Offenbarung der Tiefe und Würde einer weiblichen Seele den Geist der Dichtung schaffen, diese mehr als eine mächtige Anregung der gestaltenden Dichterkraft bieten könnte, welche von der geheimnißvollen Macht der Natur gegründet, im mannigfachen An- und Abklingen der Welt gebildet, gleichsam besaitet wird? In solchem Sinne waren selbst Lotte und Frau von Stein nicht die Musen von „Werther“ und „Iphigenie“, obgleich diese Dichtungen aus dem mächtigen Eindrücke beider Frauen hervorgingen. Höchstens kann man behaupten, Ottilie habe viel von Minna, wie Goethe dasselbe einmal in ähnlicher Weise von der Giovanna seines beabsichtigten Dramas „der Falke“ in Bezug auf Lili sagt, wenn sie

nicht etwa bloß „mit einigen Tropfen ihres Wesens tingirt“ ist, oder gar nur einige äußere Züge von ihr hergenommen sind.

Aber die Sonette? Wir hören von unserm Anwalt Minnas, Goethe habe, da er die künstliche Sonettform zum Ausdruck seines Gefühls sich gewählt, dieser den Gehalt anbequem, und daher weniger der Erguß als der stauende, zum See zurückgeteichte Stillstand seiner Liebe, weniger seine wirkliche Leidenschaft als ein heiteres Spiel mit demselben zum Ausdruck gelangen müssen. Seltsam! Wäre der Dichter wirklich von einer gewaltigen Leidenschaft ergriffen gewesen, würde er nicht die unbequeme Sonettform, die „breite, langsame Bewegung dieses dreigliederigen Gedankenschlags“, zur Seite geworfen und sich solcher Versarten, worin er sich frei ergießen konnte, bedient haben? Wir haben gezeigt, daß die Sonette des Dezembers 1807 eben aus der theoretischen Beschäftigung mit dieser Dichtform und dem Wettstreit mit Zacharias Werner hervorgegangen*), daß es dem Dichter eben um Uebung darin zu thun gewesen, ihn hier nicht der dichterische Drang, der nothwendige Erguß seines wogenden Gefühls getrieben, sondern er vielmehr zu dieser Kunstform passende Empfindungen gesucht. Unserm Vertreter Minnas war, wie er sich ausdrückt, „die Bezugnahme vergönnt auf die freundschaftliche Offenheit dieser an Tochter [Minna Herzlieb] und Pflegemutter [Frau Frommann] zugleich gerichteten Uebersendung [der Sonette] und auf die heitere, unbefangene Weise, in welcher der begleitende Brief die Sonette als Erzeugniß mehr äußerlicher Anlässe, als ein heiteres Gegengewicht gegen die zugleich übersandten leidenschaftlichen wernerischen aufzuführen weiß“. Wir wünschten, den hier so bedeutenden Wortlaut des goetheschen Briefes zu kennen.*) Aber hat anders Minnas Anwalt den Sinn

*) Die von dem Vertreter Minnas gegebene Schilderung des frommannschen Abendkreises paßt eben nicht auf die Zeit, von welcher dieser spricht, auf die Zeit vor Minnas Aufenthalt in einer Mädchenpension zu Gotha, dessen hier zuerst gedacht wird, mit der ungefähren Zeitbestimmung des Jahres 1805. — Späterer Zusatz. Frommanns Darstellung scheint geradezu einem solchen Aufenthalt in einer Pension zu widersprechen.

**) Späterer Zusatz. Wie sehr dies Noth that, hat sich später gezeigt. Der Bericht ist eine arge Entstellung.

des goetheschen Briefes richtig angegeben, warum will er denn nicht jenem Briefe vollen Glauben schenken, besonders da er zu allem, was wir sonsther wissen, sehr wohl stimmt? Hat Goethe wirklich die Sonette an Frau Frommann und Minna zugleich geschickt und sie als heiteres Gegenpiel den leidenschaftlichen von Werner entgegengestellt, können wir dann noch einen schlagendern Beweis dafür fordern, daß kein wildes, leidenschaftliches Feuer damals seine Brust durchwühlte? Ein solches würde ihm ganz andere Töne erpreßt haben, die er vor der besorgten Pflegemutter geheim gehalten hätte, er würde sich nicht als minder leidenschaftlich Werner gegenübergestellt, sondern sein ganzes Herz in brandenden Wogen ergossen, nicht in künstlich klingenden Sonetten gespielt haben. Hatte Minna wirklich, was wir freilich nicht entschieden in Abrede stellen wollen, die tiefsten Saiten seines Herzens gerührt, jedenfalls hat er gleich am Anfange sein Herz, dem er nicht, wie einem franken Kinde, jeden Willen that, zur Ruhe verwiesen.

Wir haben gezeigt, daß Goethe zur Zeit, wo ihm Minna im reichsten Jugendglanz aufging, und in den nächsten Monaten darauf nicht leidenschaftlich gespannt, sondern in liebenswürdigster Heiterkeit erscheint, zum vollsten Beweise der Haltlosigkeit jener Annahme. Von den Sonetten soll sich, wie wir hier vernehmen, nur eines noch vorgefunden haben, wenn wir recht unterrichtet sind, nur eine Hälfte des „Wachsthum“ überschriebenen, was erklären würde, weshalb Minna später gerade von diesem besonders sprach. Liegt aber nicht darin, daß Minna die Sonette so wenig sorgfältig bewahrte, gerade der sprechendste Beweis, wie wenig Werth sie auf diese legte, die sie, wäre sie wirklich einer leidenschaftlichen, von ihr nicht unerwiderten Liebe Goethes sich bewußt gewesen, als ein unersehbare Heiligthum gepflegt haben würde! Außerdem soll sich, so vernehmen wir hier, noch eine landschaftliche Zeichnung Goethes, wie er sie Abends auch in Gesellschaft, und gerade auch in jenen jenaischen Tagen, zu zeichnen pflegte, und eine getrocknete, im Juni 1807 gepflückte Blume von dem „lieben alten Herrn“ vorgefunden haben. Die Zeitbestimmung ist bedenklich; denn im Juni 1807 befand sich Goethe zu Karlsbad, wohin er am 25. Mai

von Jena aus gegangen war. Wir wollen gern die Möglichkeit einräumen, daß Goethe im Mai 1807 bei einem zufälligen Zusammentreffen mit Minna ihr die Blume gegeben; daß er sie von Karlsbad 1807 gesandt, ist kaum glaublich, da ihm Minna damals noch nicht so bedeutend erschienen war. Wichtiger ist für uns ihre Bezeichnung Goethes als des „lieben alten Herrn“, die auf einen leidenschaftlich wiedergeliebten Liebhaber gar nicht passen will. Gerade so wird Goethe auch von Pauline Gotter bezeichnet, die, wie ihre Freundin Silvie von Ziegesar, mit ihm auf dem vertrautesten Fuße stand, ohne daß je ein leidenschaftlicher Anflug sie hingerissen hätte. Beide Freundinnen nennt Goethe in seinen Briefen, ebenso wie Minna, liebes Kind. Von dem herzlichen Tone zeuge folgendes Briefchen Goethes an Paulinen: „Da ich nicht hoffen konnte, daß mein Dank für Ihre letzten lieben Worte, daß ein freundliches Lebewohl Sie noch in Weimar erreichen könnte, so soll es Ihnen bei dem schönsten Sonnenschein auf dem Fuße folgen. Leben Sie recht wohl und heiter! Wie Ihr Reisetag, sei Ihr Leben, liebe, gute Pauline! Und wenn es so recht hell Mittag ist, dann lassen Sie die Freunde in der Camera clara Ihres feinen Gemüths auf- und abspazieren, und seien Sie den wandelnden Bildern freundlich. Lassen Sie einmal wieder von sich hören und erlauben Sie, daß ich Ihnen manchmal ein Büchelchen oder sonst etwas unterschiebe. Adieu, liebes Kind!“ Ein andermal bittet er sie, bei Uebersendung der Ballade auf Johanna Sebus, die er in ihre Hände und an ihr Herz lege: „Lassen Sie den Verfasser nicht fern sein!“ Pauline sagt von ihm, er habe sich bald als Lehrer und Vater, bald als Freund und Liebhaber ihr gezeigt; an ihm fand sie den einzigen, der auch in wehmüthigen Augenblicken sie verstand. Als Goethe und Knebel einmal nach Drackendorf kamen, puzten sich Silvie und Pauline, um sie recht aufgeträumt zu machen, auf das zierlichste und gewählteste, und zeigten sich so liebenswürdig, daß die alten Herren äußerten, nicht ihre Füße, aber ihre Herzen hätten getanzt.

Goethe erfrischte sich gern im vertrauten Umgange mit reizenden, gemüthlichen und geistig begabten jungen Mädchen, wobei er sich aber von leidenschaftlicher Erregung frei zu halten wußte. So zog

es ihn auch zu der in wundervoller Schönheit strahlenden Minna Herzlieb hin, deren zartes, etwas scheues, zurückhaltendes Wesen ihn besonders ansprach, so daß er in seiner Sonettenzeit ihr seine dichterische Huldigung darbrachte. Aber ein dauerndes Verhältniß herzlicher Vertraulichkeit, wie zu Silvie Ziegefar und Pauline Gotter, bildete sich nicht, da Minnas Herz sich ihm nicht zu heiterm Leben erschloß. Freilich sah Goethe sie noch mehreremal in den ersten fünf Monaten des Jahres 1808, aber ohne ihr näher zu treten. Als er aus Karlsbad zurückkam, fand er sie nicht mehr in Jena, ohne daß ihm ihre Abwesenheit besonders aufgefallen wäre. Bei ihrer Rückkehr im Herbst 1812 beobachtete Goethe, auch nach Minnas Anwalt, eine väterlich freundschaftliche Haltung. Minna habe auch Goethes gedruckte Huldigungen (das soll heißen, die Sonette, als sie später gedruckt waren) nur sehr bedingt sich anzueignen gewagt, und kaum die letzten, persönlich auf sich gehenden Sonette [die erst viel später gedruckt wurden] ganz auf sich bezogen, den Gegenstand derselben weniger in sich als in einem dichterischen Ideale gesehen, welche Anschauung ihr wohl zuerst von ihrer trefflichen Pflegemutter angedeutet worden. Aber sollte Frau Frommann dies nicht schon gleich bei der Sendung der Sonette gethan haben, die zugleich an sie oder durch ihre Hände gingen? Dadurch wäre denn von vornherein jeder übermäßige Eindruck der Sonette auf Minna verhindert worden. Und wer sagt uns, daß Goethe dies nicht gerade beabsichtigt, da er Frau Frommann zur Mitwifferin machte? Möchte nur sein betreffender Brief zur Feststellung des Sachverhältnisses uns nicht vorenthalten bleiben!*) Unser Anwalt Minnas meint freilich, diese möge später in den „Wahlverwandtschaften“ sich persönlich in Ottilien wiedererkannt und im Anblick dieses tragischen Spiegelbildes den Sinn und Muth nicht nur des eigenen Lebens, sondern auch, in Folge ihrer unglücklichen Vermählung, des eigenen Werthes verloren haben, und was er weiter an diese haltlose An-

*) Späterer Zusatz. Frommann hat später den Brief mitgetheilt, aus dem sich ergibt, daß die Sonette bloß an Frau Frommann gesandt wurden, und Goethe zugleich andeutete, daß sie rein dichterisch seien.

nahme knüpft. Das sind Alles nur Phantome, die in dem Halbdunkel, woraus sie hervorgegangen, auch verschwinden werden.

Vergleichen Märchen sah ich oft entstehen,
Und plötzlich wieder untergehn.

Wir haben keine Lust auf alle sonstigen wunderlichen, oft mehr als spielenden Einfälle des überfein geschriebenen Aufsazes einzugehen. Den Gipfel ersteigt dieses Haschen nach seltsamen Beziehungen in den Behauptungen, „Die Wahlverwandtschaften“ griffen darin auf den lyrischen Lebensstoff der Sonette zurück, daß der See und das Feuerwerk, die in zwei Sonetten als Gleichniß verwandt werden, im Roman in einen wirklichen See und ein wirkliches Feuerwerk verwandelt würden, und „Wilhelm Meister“ stehe mit dem Romane durch den Zufall des Namens Wilhelmine in geheimem Zusammenhange. Von einer solchen Anschauung kann man natürlich keinen Sinn für einfache geschichtliche Wahrheit und keine besonnene Beurtheilung thatsächlicher Verhältnisse erwarten, die dem Dichter und der Dichtung gerecht würde. Daß ein Beweis für ein leidenschaftliches Verhältniß zwischen Goethe und Minna und die Beziehung der „Wahlverwandtschaften“ darauf auch hier nicht erbracht sei, das hoffen wir klar gestellt zu haben.

III.

Bei Hermann Grimms feiner Auffassung sieht man jedem neuen Versuche des gewandten Darstellers, auf dem Gebiete der Dichtung und Kunst neues Licht zu verbreiten, mit gespannter Erwartung entgegen; steigern muß sich diese, wo ihm der Gegenstand desselben persönlich nahe liegt. So griffen wir denn mit hastiger Freude nach dem Novemberhefte der „Preussischen Jahrbücher“, das von seiner Hand einen Aufsatz bringt: „Goethe, Minna Herzlieb und Bettina Brentano.“*) Wir hofften besonders über Bettina

*) Verändert abgedruckt 1874 in seinen (ersten) „Fünfzehn Essays“.

neue Aufschlüsse zu erhalten, die wir so lange von Seiten der Familie erwarteten, fanden aber, einzelne geistreiche Gedanken abgerechnet, nichts, was die Sache wesentlich fördert, Bettinens Vertheidigung parteiisch gefärbt und unsere Erwartung, endlich die echten Briefe zu empfangen, bedauerlich getäuscht.

Grimms Hauptergebniß läuft darauf hinaus, daß bei dem Verhältnisse Goethes zu Minna ebensowenig wie bei dem zu Bettinen Leidenschaft mit in's Spiel gerathen sei, während wir väterliche Zuneigung in so hohem Grade dabei annehmen könnten, wie es uns nur immer genehm sei. Persönlich können wir damit sehr zufrieden sein, da dies nahezu ganz mit der von uns entwickelten Ansicht stimmt: aber, abgesehen von einigen Einzelheiten, in denen wir anderer Ansicht sind, ist der Weg, auf welchem er dazu gelangt, gar sonderbar: statt mit sicherer Klarheit zwischen den Parteien zu entscheiden, verwickelt er, in der Absicht, keinem Unrecht zu thun, die Sache erst recht, um sie dann in neuer Weise zu lösen. Nach Grimm fällt Stahrs Ansicht, was Minna anlangt, in den Bereich der Möglichkeit, stimmt aber nicht zu Goethes Charakter. In Folge dieser getrennten und doch nicht als solche streng durchgeführten Verhandlung gesteht er im ersten Theile einzelnes Stahr zu, was er im zweiten geradezu leugnet. Eine gewisse Stütze glaubt er in einer ungedruckten, ihm zufällig bekannt gewordenen Kunde zu finden, welche die Sache mit einem Schlage anders wende. Es entging ihm aber, daß dieselbe Mittheilung bereits in denselben „Preussischen Jahrbüchern“ im Juniheft 1870 in einem Aufsätze von F. R. Meyer: „Goethe, die Wahlverwandtschaften und Wilhelmine Herzlieb“, in den wesentlichsten Punkten vollständig gegeben und von mir in einem ihm gleichfalls unbekannt gebliebenen Artikel in diesem „Magazin“ vom 23. Juli 1870 ausführlich erörtert worden war.

Unter den von Minna Herzlieb ihrer Jugendfreundin Fräulein Allwine Frommann hinterlassenen Andenken befand sich eine vertrocknete Blume; auf das Papier, in welches diese gewickelt war, hatte Minna die Worte geschrieben: „Mit großem Bedacht und gewiß mit manchem schönen Gedanken im Innersten der Seele vom alten lieben theuern Herrn den 20. Juni 1807 im traulichen Kreise von wenig Menschen bei uns in der blauen Stube gepflückt“. Daß bei

dem Datum ein Irrthum obwalte, ist von Grimm selbst bemerkt. Ich hatte im angeführten Artikel die Möglichkeit angedeutet, daß Minna den Juni mit dem Mai verwechselt habe. Eine andere Möglichkeit wäre, daß auf dem Papiere 1817 stünde oder etwa bei Minnas Abschrift von einem ältern zufällig ein Schreibfehler sich eingeschlichen hätte. Daß Jahr 1817 würde dazu wohl passen. Hatte ja die von der Jagemann durchgeführte Aufführung des „Hundes des Aubry“ Goethe bereits am 20. März dieses Jahres nach Jena getrieben, wohin er schon früher zu längerem Aufenthalte sich zu begeben gedachte, und er weilte dort den größten Theil des Sommers. Freilich war er am 10. Juni nach Weimar zurückgekehrt, wo eine Woche später die Vermählung seines Sohnes still gefeiert wurde. Aber am 20. konnte er schon wieder in Jena gewesen sein, von wo er den 23. an Voigt schrieb. Grimm meint, Minnas Ausdrücke „mit großem Bedacht“ und „im Innersten der Seele“ deuteten entschieden auf etwas hin, was nicht ausgesprochen werden sollte: aber dies scheint uns nicht nur an sich unberechtigt, sondern durch das zwischengelegte, von ihm übergangene „gewiß mit manchem schönen Gedanken“ geradezu ausgeschlossen. Wie sollen wir uns überhaupt Goethes Abspflücken der Blume denken? Wir wissen, daß dieser in Gesellschaften oft still, seinen Gedanken nachhängend, saß, und der jüngere Frommann berichtet, man habe ihn, so oft er in seinem elterlichen Hause verstimmt dageessen, ruhig sitzen lassen und, wenn auch mit einiger Beklommenheit, gewartet, bis er sich wieder zurechtgefunden. Dasselbe berichtet Stephan Schütze von den Abendgesellschaften der Schopenhauer. Ein ähnlicher Fall scheint auch hier vorzuliegen. Goethe verweilte vor einem am Fenster oder auf dem Tische stehenden Blumentopfe, ganz vertieft in botanische Gedanken, und brach dann endlich halb unwillkürlich eine Blume ab. Diese auffallende Szene machte auf Minna einen solchen Eindruck, daß sie die später von Goethe liegen gelassene Blume aufhob, und als theures Andenken bewahrte. Nach dieser Vermuthung (auf eine solche sind wir hier allein angewiesen, und wir geben sie ganz anspruchlos nur als solche) erklären sich wenigstens die Worte Minnas ungezwungen. Schon der Ausdruck „mit großem Bedacht“ und die Bezeichnung „des alten theuern Herrn“ dürften eigentliche

Liebesgedanken ausschließen. Eine Beziehung auf sie selbst konnte Minna auch schon deshalb im Abpflücken der Blume nicht sehen, weil Goethe sie ihr nicht übergab, und eine Hindeutung auf etwas, was nicht ausgesprochen werden sollte, liegt deshalb fern, weil sie in diesem Falle jede Erwähnung gemieden haben würde, daß Goethe unter besondern Gedanken die Blume gepflückt habe. Die Bemerkung dürfte Minna überhaupt wohl erst, als sie die Andenken ihrer Freundin übergab, nicht für ihre Erinnerung aufgeschrieben haben; nur das bestimmte Datum, daß Goethe am 20. Juni 1807 (?) sie gepflückt, hatte sie sich wohl gemerkt: wozu aber sollte sie noch eine Hindeutung hinzugefügt haben, die auf eine besondere Beziehung dieser abgepflückten Blume auf sie hätte führen können? Wann Goethe ihr die Landschaft in Sepia schenkte, wissen wir nicht; es kann dies ebenso wohl später als früher gewesen sein, und der Gegenstand derselben scheint doch keine Beziehung auf Minna zu haben, da man sonst nicht verfehlt haben würde, diesen Umstand hervorzuheben. Wenn endlich Minna das Sonett „Wachsthum“ von Goethes Hand geschrieben besaß, so beweist dies nicht im geringsten, daß sie es von Goethe erhielt, selbst wenn dasselbe, wie wir glauben, nicht ohne Bezug auf Minna gedichtet wurde. Eine Bestätigung dieser Deutung finden wir außer dem gleichfalls auf sie gehenden, bestimmt durch sie veranlaßten Sonett „Epoche“ in der Aeußerung Goethes an Zelter vom 15. Januar 1813: „Herrn Pfund [Minnas Verlobten] hab' ich gern und freundlich, obgleich nur kurze Zeit [in Weimar] gesehen. Er empfiehlt sich mir besonders durch seine Anhänglichkeit an dich. Seine Braut fing ich als Kind von acht Jahren an zu lieben und in ihrem sechzehnten liebte ich sie mehr wie billig.“ Stimmt dies nicht ganz zu jenem Sonett? Freilich, das sechzehnte Jahr trifft so wenig zu wie das achte, da Minna im Mai bereits achtzehn Jahre alt wurde und sie nicht vor ihrem neunten Jahre Goethe bekannt geworden sein kann. Dieser hielt sie merkwürdigerweise für zwei Jahre älter, als sie wirklich war. Von Goethe selbst scheint Minna das Sonett nicht erhalten zu haben; wenigstens sollte man denken, sie würde dies sonst auf demselben bemerkt haben. Auch der merkwürdige Umstand, daß der obere Theil des Blattes, der die Ueberschrift nebst den ersten vier Versen

enthielt, weggeschnitten ist, dürfte dagegen sprechen. Wir wissen, daß Goethe am 26. Dezember 1807 zur Erwidrung des Geschenkes, welches Frau Frommann ihm mit einer von ihr selbst gestickten prachtvollen Brieftasche gemacht hatte, dieser den größten Theil der in Jena gedichteten Sonette in seiner eigenen Abschrift als „alte Bekannte“ schickte, wogegen er die Urschrift der Sonette „voll feuriger himmlischer Liebe,“ wie er sie nicht ohne Laune nennt, in dieser Brieftasche verwahrte. Daß er das Sonett „Wachsthum“ allein vorher Minna geschenkt, ist höchst unwahrscheinlich, viel eher würde man dies von den beiden andern, ganz entschieden sich auf Minna beziehenden Sonetten, von denen eines gar ein Räthsel auf ihren Namen bildet, erwarten dürfen; und doch befand sich keines in Minnas Besitz. Selbst wenn wir annehmen müßten, daß Goethe später das Sonett Minna geschenkt hätte, würde man daraus nicht auf ein dauerndes leidenschaftliches Verhältniß des Dichters schließen dürfen. Wie aber? wenn Minna die von Goethe abgebrochene und im Hause ihrer Pflegeeltern liegen gelassene Blume aufhob und sich bewahrte, könnte sie auch nicht zufällig das Sonett gefunden haben? Wenn man mit solchen reellen Dingen etwas beweisen will, so muß man sich auch eine reelle, freilich nicht streng zu beweisende, aber immer mögliche, in sich nicht unwahrscheinliche Vermuthung gefallen lassen. Wie sollen wir es uns erklären, daß der Anfang des Sonetts abgeschnitten ist? Dies könnte entweder von Goethe selbst oder von Minna oder gar von einer dritten Hand geschehen sein, in welche es gelangte, ehe Minna es erhielt. Welchen Zweck hätte Goethe bei dem Abschneiden des Anfangs haben sollen? „Wie lautet die Ueberschrift?“ fragt Grimm. In der Abschrift, welche Zelter bald darauf erhielt, heißt diese „Wachsende Neigung“ und die Anfangszeilen weichen nicht ab. Wollten wir auch annehmen, der Anfang habe ursprünglich anders gelautet, daß er keinen von dem jetzigen wesentlich verschiedenen Inhalt gehabt haben könne, muß für jeden, welcher die folgenden zwölf Verse vergleicht, unzweifelhaft sein. Demnach konnten diese Verse unmöglich so anstößig sein, daß Goethe selbst zum Wegschneiden derselben veranlaßt worden wäre, vielmehr hätte das Folgende viel bedenklicher scheinen müssen, wo von heißem Liebestoben die Rede ist. Auch hätte ja

sein Geschenk durch diese Verstümmelung seinen Werth verloren. Derselbe Grund aber, welcher gegen die Annahme streitet, Goethe habe den unbedenklichen Anfang weggeschnitten, spricht gegen den andern, Minna oder ein Dritter habe dies gethan. Werden wir da nicht zu der Vermuthung gedrängt, ein äußerer Unfall habe das Wegschneiden des Anfangs veranlaßt? Konnte nicht Goethe in Frommanns Hause zufällig das Sonett aus seiner Brieftasche verloren und Minna es in beschmutztem oder zerissenem Zustande auf dem Boden gefunden und sich dadurch veranlaßt gesehen haben, den schadhafte Theil abzutrennen, um den unbeschädigten als theures Andenken aufzubewahren? Wir hören von Grimm, daß das Sonett die Unterschrift trägt: „D. 13. Dec. 1807. Mitternacht.“ Schon am 6. hatte Goethe ein allgemein gehaltenes Sonett eines liebenden Mädchens gedichtet. Am Morgen des 9., 11. und 13. war er mit Sonetten beschäftigt, wonach unseres, das er in der Nacht des 13. dichtete, nachdem er Mittags in größerer Gesellschaft bei Knebel gespeist hatte, zu den spätern gehört. Hier wagte er bereits Züge aus seinem Verhältnisse zu Minna zu benutzen, doch war das Ganze so allgemein gehalten, daß es nicht nothwendig auf sie bezogen werden mußte. Die von Grimm als möglich ausgegebene künstliche Deutung des Sonettes wird schon durch die dann unerklärliche Schlußwendung verboten. Selbst das Charadrensonett deutet nur schalkhaft auf sie, nachdem Werner bereits das etwas plumpe gemacht hatte, das geradezu auf ihren Namen geht und mit dem Wunsche, sie zu küssen, endet. Nur in einem Sonette spricht Goethe entschieden den Eindruck aus, den Minna an dem Adventsabend auf ihn gemacht, aber auch dies Sonett verliert eigentlich allen realen Gehalt dadurch, daß es sich als eine Nachahmung Petrarca's darstellt, und so als eine poetische Huldbigung erscheint. Es ist gerade der eigentliche Höhepunkt dieser Sonettendichtung, und wenn Goethe eines Minna hätte schicken wollen zur Andeutung seiner leidenschaftlichen Liebe, so wäre es dieses gewesen. Aber jede Spur, daß er ihr eines der in Jena gedichteten Sonette geschenkt, fehlt völlig. Er schickte von diesen „alten Bekannten“, die er demnach in Jena vorgelesen haben muß, erst von Weimar aus eine Abschrift an Frau Frommann. Freilich schrieb Goethe auch von dort an Minna,

und sandte ihr ein Gedicht, was Grimm ganz übersehen haben muß, sonst hätte er es für seinen Zweck verwendet: aber freilich gerade dieses widerspricht der Annahme Stahr's, es habe eine geheime Verbindung zwischen Goethe und Minna bestanden. In dem Dankbriefe an Frau Frommann, welchen Goethe dem Gatten derselben mitgeben wollte, heißt es am Schlusse: „Unterstützen Sie meine Bitte an Minchen.“ Das kann sich offenbar nur auf einen Brief beziehen, in welchem Goethe eine Bitte an Minchen gestellt hatte, zeigt aber zugleich, daß dieser voraussetzte, Minchen werde seinen Brief ihrer Pflegemutter mittheilen. Daß das Sonett „Christgeschenk“, wie ich vermuthet habe, eine Weihnachtsbescherung von Süßigkeiten an Minna begleitete, spricht so für sich selbst, daß dies kaum weiterer Begründung bedarf. Auch als Goethe vom 16. bis 18. Januar 1808 mit seiner Frau in Jena gewesen war, erhielt Minna aus seinem Hause eine Schachtel, welche Goethes Frau zur Beforgung Niemer übergab, der sie mit den schönsten Grüßen von ihr und Goethe absandte. Wahrscheinlich fehlte auch hier ein freundliches Wort des Dichters nicht. Demnach steht es freilich fest, daß Goethe an die junge liebenswürdige Freundin Gedichte Briefe und kleine Geschenke von Weimar aus sandte, aber nicht heimlich, sondern mit Vorwissen der Pflegemutter; ja er richtete auch Briefe an beide zugleich, die er unter dem Namen der Freundinnen zusammenfaßte.

Wenn Grimm weiter behauptet, Stahr sei vollständig berechtigt gewesen, den Bericht Voisserées, nach welchem Goethe in der Nacht des 5. October 1815 von seinem Verhältnisse zu Ottilien gesprochen, wie sie ihn so lieb gehabt und wie sie ihn unglücklich gemacht, so auszunutzen, wie er gethan, so glauben wir hiergegen doch im Namen jeder besonnenen Kritik Einspruch einlegen zu müssen. Wie konnte Goethe in dem Gespräche über „Die Wahlverwandtschaften“ Minna, die Voisserée ganz unbekannt war, ohne weiteres mit dem Namen der Heldin des Romans bezeichnen? Freilich nahm Voisserée dies an und dachte an eine unglückliche Liebe, aber er selbst gesteht, Goethes Worte hätten ihm „ahnungsvoll räthselhaft“ geklungen. Die Sache klärt sich leicht dadurch auf, daß Goethe, was Voisserée entging, seinen Roman einfach Ottilie, wie „Die natürliche Tochter“

Eugenie, zu nennen pflegte. Grimm gesteht auch im zweiten Theile seines Aufsatzes zu, daß Stahr diese Stelle falsch verstanden habe, aber seine eigene dort gegebene Deutung, Goethe habe unter Ottilien nur das endlich in Minna gefundene Urbild zu seiner Ottilie verstanden, geht ganz fehl: nicht die Darstellung Ottiliens und ihrer Leiden machte ihn unglücklich, sondern die lebhafteste Erinnerung an seine eigenen mannigfachen Entfagungen, die ihn besonders auch bei Eduards Unglück und den tragischen Schicksalen aller Hauptpersonen ergreifen mußte, wie er dies mehrfach bestimmt ausgesprochen hat. Einen ganz ähnlichen Widerspruch gestattet Grimm sich darin, daß er Stahr zu Liebe behauptet, Goethe habe Haltung genug gehabt, seine Gefühle zu verheimlichen und Minna vor den Leuten gleichgültig zu behandeln, obgleich er mit ihr in einem leidenschaftlichen Verhältnisse gestanden, wogegen er im zweiten Theile gesteht, diesem sei es ganz unmöglich gewesen, gegen eine Natur wie Minna eine solche Rolle zu spielen. Hätte die Liebe Goethe so in ihre Wirbel gezogen, daß er sich rücksichtslos Minna hingeeben, ganz von ihr verschlungen worden, so hätte er sich unmöglich so ruhig, heiter und nach allen Seiten frisch theilnehmend zeigen können, wie wir ihn gerade zu Jena in den beiden letzten Monaten von 1807, auch gleich nach seiner Rückkehr in Weimar und weiterhin finden. Welche Gewalt eine ihn hinreißende Leidenschaft auf ihn übte, zeigt, früherer Verhältnisse nicht zu gedenken, sechzehn Jahre später die gewaltige Erschütterung, in welche den Greis die in der „Trilogie der Leidenschaft“ dargestellte Liebe versetzte. Uebrigens habe ich keineswegs, wie Grimm behauptet, geradezu geleugnet, daß Goethe eine leidenschaftliche Regung für Minna empfunden, sondern entschieden die Möglichkeit bestehen lassen, daß er eine solche gleich im Anfang mit Gewalt unterdrückt; nur in den Sonetten konnte und kann ich noch immer keinen Ausdruck leidenschaftlicher Glut erkennen. Minna war ihm in der ganzen Herrlichkeit ihres Wesens am Mittage des 29. November aufgegangen, wo er in größerer Gesellschaft bei Frommanns speiste, aber die Gewalt leidenschaftlicher Neigung kämpfte er bald in sich nieder. Berichtet ja Riemer, dieser habe vom 29. an immer morgens ihm von der „Pandora“ das diktirt, was er fertig

gehabt; erst die Ankunft von Zacharias Werner am 2. Dezember habe dieses Fortarbeiten gestört. Es waren dies dieselben Tage, wo er mit seiner Neigung im Streite lag, und es bleibt sehr die Frage, ob Goethe nach dem 29. noch fortarbeitete, oder das schon damals Ausgearbeitete mehrere Tage hintereinander diktierte. Dichtete er wirklich an diesen Tagen weiter, so daß er, wie er pflegte, das eben konzipierte Kiemer auf- und abgehend diktierte, so kann der Kampf unmöglich hart gewesen sein. Wenn Kiemer die Sonette schon am 29. November beginnen läßt, so scheint ihn hierzu bloß die Erwähnung jenes Tages im Sonette „Epoche“ verleitet zu haben. Das Sonett, dem er das bestimmte Datum des 6. Dezembers gibt, gehört zu den ungewandtesten, so daß es wohl das erste von allen sein dürfte. Schon hatte er den Sieg über seine Leidenschaft davongetragen, als er es wagte, in seinen Sonetten mit der Liebe zu spielen: aber längere Zeit dauerte es, ehe er so ganz sich wiedergefunden hatte und sich gegen jeden Rückfall gesichert fühlte, daß er Minna selbst, wenigstens in einzelnen persönlichen Andeutungen, in den Kreis seiner Sonette zu ziehen wagte. So fällt die kurze wirkliche leidenschaftliche Glut zu Minna ganz vor diese Sonette, und nichts kann verfehlter als die Annahme sein, Goethe habe sich noch mehrere Jahre später dadurch unglücklich gefühlt. Hettners Berufung auf die oben angeführte Stelle des Briefes an Zelter vom 15. Januar 1813 zum Beweise, daß Goethe sogar noch damals nicht ohne einige Erregung von Minna habe sprechen können, scheint uns zu übersehen, daß in der Aeußerung mehr leichter Humor als leidenschaftliche Erregung liegt. Dies ist unverkennbar, wenn man eine bis dahin, so viel ich weiß, noch nicht benutzte Stelle hinzunimmt. An seine und Minnas Freundin, die Malerin Luise Seidler, schreibt Goethe noch sechs Wochen später: „Grüßen Sie Minchen. Ich habe immer geglaubt, dieses Geistchen gehöre einem treuen Elemente an. Doch soll man sich überhaupt hüten, mit der ganzen Sippschaft zu scherzen.“ Luise Seidler wird dem Dichter die Lösung des Verlöbnißes von Minchen mit Pfund berichtet und sich darüber geäußert haben. Unmöglich hätte Goethe so scherzen können, wenn ihn die Liebe zu Minna noch unglücklich gemacht und er sich ihr gegenüber schuldig gefühlt hätte.

Nachdem Grimm im ersten Theile der stahr'schen Auffassung eine gewisse Berechtigung in Bezug auf Minnas Wesen eingeräumt hat, wobei er doch auch schon bereits auf Goethes Charakter einige Rücksicht nimmt, soll der zweite ausführen, nach Goethes Charakter sei der von Stahr angenommene Lauf der Dinge in sich unmöglich. Die Unabhängigkeit der Dichtung der tragischen Katastrophe der „Wahlverwandtschaften“ von Minna behauptet er mit vollem Recht gegen Stahr; wir glauben die Sache in unserm zweiten Artikel ausführlich erwiesen haben. Dagegen meint er, als Goethe für seine dichterische Ottilie Leben gesucht, habe Minna dazu den Ausschlag gegeben; erst als diese ihm in vollem Reize ihrer natürlichen Erscheinung aufgegangen, sei ihm Ottilie zu einer festen, ihm selbstständig gegenüber stehenden Erscheinung geworden, wie er in Italien, als er nach Fleisch und Bein für seine Iphigenie gesucht, deren Umrisse nur schwankend in ihm gewesen seien, dies endlich in der Heiligen des Guercino gefunden. Dabei ist sonderbar übersehen, daß „Iphigenie“ längst in einer schon ein paarmal umgeschriebenen Fassung vorlag, ja bereits auf der Bühne gewirkt hatte, die jambische Vollendung, welche das Stück in Italien erhielt, keinen neuen wesentlichen Zug zum herrlichen Bilde der die Schuld der Vorfahren durch ihre Reinheit sühnenden Priesterin hinzuthat, der Dichter nur bemüht war, wie er das ganze Drama zu höherer Reinheit und Würde im Ausdruck erhob, so auch seine Priesterin kein Wort sagen zu lassen, das nicht jener heiligen Agathe würdig sei, deren Bild zu Bologna sich so mächtig in seine Seele geprägt hatte.

Etwas Aehnliches können wir aber von Minna in Bezug auf Ottilien nicht behaupten. Diese Ottilie ist, bei manchen einzelnen Uebereinstimmungen mit Minna, doch in vielen bedeutenden Zügen von ihr verschieden. So fehlen Ottilien völlig jeder Humor, der als eine Gabe Minnas bezeichnet wird, und jede innige Theilnahme am Leben; sie ist von Hause aus eine tragische Natur, die gleichsam den Schatten des grausen Schicksals, dem sie geweiht ist, vor sich her wirft. Statt aller eingehenden Beweise lesen wir bei Grimm nur den Ausdruck seiner Ueberzeugung: „So zweifellos ist meinem Gefühle nach Minna Herzlieb der wilde Stamm, an dem

Goethe das Senkreis seiner Ottilie zur Blüthe brachte, wie Bettina Brentano und Charlottens Tochter Luciane ein und derselben Wurzel entstammten“, womit er sich den Uebergang zu Bettinen bahnt. Welcher Wurzel aber entstammen die Charaktere selbsterfundener Dichtungen? fragen wir. Entwickeln sie sich nicht alle organisch aus dem dichterischen Keime? Wären bei Ottilien die Eigenschaften, welche ihr Wesen gründen, rein aus Minnas Bilde geflossen, das ihn zufällig ergriffen hatte, so wäre es doch ein eigener Zufall, wenn dieses den Anforderungen des Romans als eines dichterischen Kunstwerks entsprochen hätte. Goethe hatte den Grundstoff der Dichtung, die so unglücklich sich entwickelnden Wahlverwandtschaften, längst in sich getragen und ihn in sich ausgebildet; mit ihm waren ihm die Grundzüge der Hauptpersonen, besonders Ottiliens, Charlottens und Eduards, gegeben. Und er sagt uns ja selbst, im Dezember 1770 habe das Bild und der Name der Heiligen auf dem elsässischen Otilienberg sich so tief bei ihm eingepägt, und er habe es seit jener Zeit mit sich herumgetragen, bis er endlich eine seiner zwar spätern, aber darum nicht minder geliebten Töchter damit ausgestattet, die von frommen und reinen Herzen so günstig aufgenommen worden sei.*) Soll diese Äußerung, welche Goethe drei Jahre nach Vollendung der „Wahlverwandtschaften“ schrieb, etwa ohne weiteres verworfen werden einer selbstbeliebigen Vermuthung zu Ehren, die mit ihr in Widerspruch tritt? Denn wenn bei Ottilien jenes in Goethes Seele versenkte Bild der elsässischen Heiligen vorschwebte, so konnte er die Grundzüge derselben eben nicht von Minna hernehmen, es bedurfte Minnas nicht, um dasselbe zu einer lebendigen Gestalt zu bejelen. Daß er zur Ausführung dieser ihm länger vorschwebenden Erzählung noch nicht gekommen war, lag nicht am Mangel eines Modells zu seiner „seltsam unglücklichen Heiligen“, sondern eben daran, daß der Plan, da ihn so manches andere beschäftigte und drängte, er insonderheit mit andern Erzählungen sich trug, die, wie auch die Geschichte von Ottiliens Entfagung, den „Wanderjahren“ einverleibt werden sollten, sich noch

*) In Goethes „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“ heißt Ferdinands ungemein reizende Geliebte, „eine Zierde der Gesellschaft“, gleichfalls Ottilie.

nicht lebendig in ihm entwickelt hatte. Und wie konnte Grimm übersehen, daß, hätte Goethe wirklich in Minna endlich das lang-ersehnte Urbild zu Ottilien gefunden, auch der Roman dadurch mit einemmale zur vollen Gestaltung hätte gelangen müssen. Aber erst während des Aufenthaltes in Karlsbad im nächsten Sommer kam er dazu, den Plan bloß des ersten Theils des Romans zu entwerfen, in Karlsbad, wo er im vorigen Jahre noch an andern Erzählungen zu den „Wanderjahren“ gearbeitet hatte; der dichterische Trieb war aber so wenig leidenschaftlich, daß er „Die Wahlverwandtschaften“ bald ganz liegen ließ; erst im folgenden April kehrte er zu ihnen zurück und führte sie dann in der jenaischen Einsamkeit, die von jeher seine dichterische Thätigkeit so sehr begünstigt hatte, in raschem Flusse aus. Gerade die Entsamung, welche er seiner Leidenschaft für Minna aufgelegt hatte, war sein Sporn zur endlichen Ausführung gewesen, wenn wir auch immer zugeben können, daß zu Karlsbad die Erinnerung an Minna und seine Entsamung eine Mitveranlassung gewesen, den Roman vorzunehmen; doch war diese so wenig nachhaltig und leidenschaftlich, daß er die Dichtung bald bei Seite legte.

Wie ganz anders war es einst bei „Werthers Leiden“ gewesen, die aus der Theilnahme an der von ihm geliebten Mutter Bettinens, deren Unglück er vor sich sah, so reiche Nahrung zogen, daß sie in wenigen Wochen vollendet wurden! Und ähnlich war es mit „Stella“. Wir gönnen jeder geistreich Thatsachen verknüpfenden und aus ihnen sich herausbildenden Vermuthung ihr Recht, aber mit der feststehenden Ueberlieferung darf sie nie und nimmer in Widerspruch treten. Dies ist eben bei Grimms Auffassung der Fall, die vollständig übersieht, daß bei Ottilien nach Goethes eigenem Berichte jene elsässische Heilige vorschwebt, von welcher sie den Namen führt, und daß der Eindruck, den Minna auf den Dichter machte, keineswegs so bedeutend für die Vollendung des Romans gewesen sein kann, weil dieser sonst die Dichtung viel rascher gefördert haben müßte. Grimm aber versteigt sich gar zur Vermuthung, der Gegensatz der Naturen Minnas und Bettinens, den er treffend ausführt, sei vielleicht das Entscheidende für die äußere Gestaltung der „Wahlverwandtschaften“ gewesen, da er sich beiden Mädchen

zu gleicher Zeit hingegeben. Als ob Luciane irgend so bedeutend für das Ganze hervorträte, und diese ihn zur Ausführung der so lange ihm im Geiste schwebenden Dichtung hätte veranlassen können. Luciane kommt auch erst im zweiten Theile des Romans vor, zu welchem der Plan nicht vor 1809 entworfen wurde. Und worin anders liegt denn die Aehnlichkeit Lucianens mit Bettinen als in ihrer wirbelhaften, wilden, muthwillig tollen Natur, während sonst beide grundverschiedene Wesen sind, die eine ein Naturkind, die andere eine Tochter der Welt? Wer könnte die schwärmerisch bis zu halbem Wahnsinn hingerissene, von ihrer Einbildungskraft himmelhoch getriebene, feurig glühende, gleichsam mit ihrem Herzen denkende Bettine mit der durchaus äußerlichen, für das Scheinwesen der vornehmen Welt geborenen, selbstsüchtigen, innerlich flachen Luciane für dieselbe Person halten mögen? Ihr Bild ergab sich Goethe mit künstlerischer Nothwendigkeit als gerader Gegensatz zu seiner Ottilie, und wenn er zu ihr einige Züge Bettinens so glücklich herausgriff und frisch belebte, daß deren nähere Bekannte darin ihr Bild erkannten, so spricht dies eben nur dafür, daß er diese Züge von Bettinen entnommen, nicht daß diese das Urbild seiner Luciane gewesen. Und nicht anders verhält es sich mit den freilich bedeutendern Zügen, welche seine Ottilie mit Minna theilt. Die Aehnlichkeit war so wenig auffallend, daß Minnas Bekannte sie gar nicht in dieser entdeckten, was erst der neuesten Zeit aufbehalten war, deren Bestreben, persönliche Züge herauszufinden, an sich freilich berechtigt ist, aber sich stets der in den Thatfachen gegebenen äußern Schranken bewußt bleiben sollte. Uebrigens entgeht Grimm auch, daß zu derselben Zeit, in welcher Goethe so lebhaften Antheil an Minna und Bettinen nahm, er nicht weniger herzlich der heitern Pauline Gotter zugethan war, was ich S. 247 ausgeführt habe. Gegen die sonderbare Annahme, der Dichter könne seine Sonette in jener Zeit zwischen beiden Mädchen getheilt, sie könnten, wie seine Neigung, ihnen beiden gehört haben, ist zu bemerken, daß einzelne derselben mit Beziehung auf Minna gedichtet sind, was von keinem etnzigen in Bezug auf Bettinen zu erweisen steht, vielmehr das Gegentheil. Auch Pauline Gotter las er seine Sonette vor, während er sie Bettinen, die sich an ihn herangedrängt und

einen Briefwechsel mit ihm angeknüpft hatte, brieflich übersandte; ja die meisten Sonette waren so rein dichterische Erzeugnisse, griffen so wenig in das Geheimniß einer glühenden Liebe, daß er nicht allein sie an Zelter sandte, sondern auch sie gleich zu veröffentlichen gedachte.

Am Schlusse seines Aufsatzes übernimmt Grimm die Vertheidigung der durch Freundschaft und innige Familienbeziehung mit ihm verbundenen Bettina, wobei er freilich den Parteistandpunkt nicht verleugnen kann. Das Sonett „Wachsthum“ gab Bettina in „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“ nach dem Briefe Goethes vom 4. Mai 1808, mit der Ueberschrift: „Sonett im Brief an Goethes Mutter eingelegt“. Grimm fragt, ob Bettina die Sendung nicht so habe auffassen dürfen, daß das Gedicht für sie beigelegt worden. Gewiß nicht, wenn Goethe in seinem Briefe an die Mutter dies nicht ausdrücklich bemerkte. Lesen wir nun gar: „Warum aber, wenn Goethe Minna Herzlieb jenes Sonett ‚Wachsthum‘ in einer Weise schenkte, daß sie, an die es ursprünglich nicht gerichtet war, mit vollem Rechte, es ihr Leben lang als an sie gerichtet ansah, sollte er es Bettinen nicht zu gleichem Irrthum geschenkt haben?“ so war Bettina hier vorsichtiger als ihr Anwalt; denn daß es nicht an sie gerichtet sein könne, zeigt es selbst ja so deutlich, wie man nur wünschen kann, da Goethe doch nicht sagen konnte, daß er mit ihr, als sie noch klein war, auf das Feld gegangen, daß er sie später, als sie heranwuchs, mit dem Verlangen, eine solche Schwester zu besitzen, angeschaut, sie aber neulich, wo sie in ihrer vollen Entwicklung ihm entgegengetreten, ihn zu heißer Liebe hingerissen, weil er sie eben vor dem Jahre 1807 gar nicht gesehen hatte. Daß der Vordersatz nicht richtig sei, haben wir gesehen. Wie aber Grimm mit Goethes ehrenhaftem Charakter die Annahme reimen kann, dieser habe jedes der beiden Mädchen zu dem Glauben verleiten wollen, daß er das Sonett für sie gedichtet, wonach sie es als leidenschaftliche Liebeserklärung hätten fassen müssen, das ist uns unverständlich. Weiter fragt er: „Warum sollte Goethe ihr nicht ebenso jene Charade gesandt haben, deren Auflösung freilich ‚Herzlieb‘ war, ohne ihr die Auflösung jedoch mitzutheilen?“ Die Möglichkeit der Uebersendung leugnen auch wir nicht, aber wohl, daß Goethe mit diesem Gedichte einen

Brief vom August 1808 begonnen und dadurch zu verstehen gegeben habe, dasselbe sei an sie gerichtet. Daß sie wirklich das Sonett „Mächtiges Ueberraschen“ besessen, steht freilich fest, aber es war auf einem besondern Blatte geschrieben, stand nicht mit dem Sonett „Abschied“ vor einem Briefe vom 7. August 1807, da beide erst im Dezember desselben Jahres gedichtet sind. „Das allerdings ist zweifellos“, gesteht Grimm selbst zu, „daß sie bei der Herausgabe zu ihren frühern Briefen andere später hinzudichtete [sowie ältere mit Zusätzen versah], welche den Anschein erweckten, als seien Verse Goethes direkt nach ihren Worten geschmiedet worden.“ Damit ist Bettina denn absichtlicher Täuschung überführt, wenn sie auch der Tragweite dieses ihrer Eitelkeit schmeichelnden Truges sich nicht bewußt sein mochte. Sonderbar meint Grimm, Goethe habe dazu vielleicht selbst den Anstoß gegeben. Bettinens Brief an Goethe vom 15. Mai 1807 hat Grimm freilich in der Urschrift gesehen, aber diese trägt das Datum des 15. Juni, und der Brief ist nicht, wie es im „Briefwechsel mit einem Kinde“ der Fall, ihr erster Brief an diesen; auch weicht der gedruckte allerdings von diesem ab, dagegen stimmt er in den bei Grimms beabsichtigtem Beweise entscheidenden Worten. Nach diesen Worten hätte Goethe sie bei ihrem Besuche angeredet: „Mein Kind! mein artig gut Mädchen! liebes Herz!“ Wenn nun im Sonett „Sie kann nicht enden“, das in den Dezember desselben Jahres fällt, das liebende Mädchen sagt, es habe sie entzückt, mündlich von ihm die Anrede zu hören:

Lieb Kind! Mein artig Herz! Mein einzig Wesen,

so muß Grimm meinen, Goethe habe diese Anrede aus Bettinens Brief genommen und dadurch Bettinen zu einer gleichen Benutzung seiner Sonette in ihren Briefen veranlaßt. Aber sind denn die beiden Anreden der Geliebten so ganz gleich und liegt nicht die wirkliche Aehnlichkeit in der Sache begründet? Sollte denn etwa Goethe jenen Brief Bettinens nach einem halben Jahre noch so gut im Gedächtniß gehabt haben, daß er ihn bei seinem Sonette benutzte? Dies scheint Bettina selbst nicht geglaubt zu haben, da sie später einen andern Brief an Goethe erdichtete, aus dem dieser jenes Sonett herausgefingert habe. Wenn von den andern Sonetten, in welchen

Goethe das liebende Mädchen sprechen läßt, keine Spur von einem echten zu Grunde liegenden Briefe Bettinens sich findet, so dürfte auch hier Grimms Annahme, Goethe habe sich jenes Briefes zu seinem Sonette bedient, um so weniger zu billigen sein, als dieser einer solchen Beihülfe zur Erfindung und zum Ausdruck dieser Situation nicht bedurfte.

Grimm erklärt es für unrichtig, daß man Goethes damaliges Verhältniß zu Bettinen so auffasse, als habe dieser ihre Liebe nur geduldet, sich ablehnend dagegen verhalten, während er in Wirklichkeit alle ihre Anhänglichkeiten erwiedert und ihre Briefe herausgefordert habe. Wir dürfen uns dagegen auf das Zeugniß Niemers berufen, Bettina selbst habe bei ihrem zweiten Besuche in Weimar, am 10. November 1807, sich bei ihm darüber beklagt, daß Goethe so wunderbar und sonderbar sich gegen sie zeige, dieser selbst sich bei ihm nur als Bewunderer ihres geistreichen, aber auch barocken Wesens erklärt. Freilich hat Grimm darin Recht, daß es in Goethes Charakter lag, eine überraschend neue Natur zur Entfaltung eher zu reizen als sie zurückzuhalten, aber Bettina war so exzentrisch, daß sie Goethe wirklich unbequem wurde und er mit aller Freundlichkeit suchen mußte, ihr Enthusiasmussieber nur nicht noch stärker aufzuregen, sondern es zu beschwichtigen. Er hatte mit ihr alle mögliche Rücksicht, erkannte aber wohl, daß er nichts weniger als sie reizen und sie in ihrer tollen Liebeskomödie bestärken dürfe. Warum aber säumen diejenigen, denen es am Herzen liegen muß, Bettinens Andenken möglichst von allem Verdacht zu reinigen, den echten Briefwechsel endlich der Welt vorzulegen? Die Sache steht eben sehr bedenklich. Wir hören, daß Grimm selbst gleich nach dem Angriff von Lewes den handschriftlichen Briefwechsel mit Goethe von Bettinen auf einen Nachmittag erhielt, um sich zu überzeugen, wie grundlos die gegen sie vorgebrachten Beschuldigungen seien, doch sei es nur ein Theil der gedruckten Briefe gewesen; die übrigen müßten verloren gegangen sein oder nie existirt haben. Die wirklichen von ihm gesehenen hat er genau mit dem Drucke verglichen, wo sich denn ergab, daß sie sowohl im Inhalte als im Datum von diesem abwichen. Warum aber versäumt er durch Mittheilung seiner Vergleichen oder vielmehr durch einen

Abdruck der wirklich von ihm gelesenen Briefe den wahren Stand der Dinge darzulegen, warum weist er, statt diesen einfachen und sichern Weg einzuschlagen, uns darauf hin, wir sollten „an der Hand des seitdem publicirten Materials die echte Korrespondenz auf eigene Hand herstellen“, was wir, gegenüber seiner Behauptung, dies dürfte nicht schwer fallen, geradezu für unmöglich erklären müssen.

Grimm geht so weit zu behaupten, nur der einzige Vorwurf treffe Bettinen, daß sie später, wie wir schon längst durch Barnhagen wußten, an ihre freie Schöpfung von Goethes „Briefwechsel mit einem Kinde“ als an eine Reihe durchaus wahrer Thatfachen geglaubt habe. Aber gerade dies dürfte am wenigsten als Vorwurf gegen sie gelten dürfen; denn sie war darin wie in so manchem andern damals völlig unzurechnungsfähig, da jener Glaube eben ein Wahn ihrer Einbildung war, dem sie sich nicht entziehen konnte. Dagegen können wir ihr den Vorwurf nicht ersparen, daß sie Goethes und ihre eigenen Briefe willkürlich geändert und vieles ganz erfunden hat, mit der Absicht, daß die Welt diese Briefe für durchaus echte halte. Höchst wunderbar ist Grimms Aufstellung, erst nach der Erscheinung des „Briefwechsels mit einem Kinde“ habe man an die Herausgabe von Briefen den Anspruch erhoben, daß sie durchaus unverfälscht seien; denn ein anderer Sinn kann doch unmöglich in seinen Worten liegen: „Als später denn die Welt andere Ansprüche an die Herausgabe von Briefwechseln stellte.“ So weit läßt sich der geistreiche Anwalt einer schlechten Sache verleiten! Also vor dem Jahre 1834 hätte man an die Herausgabe wirklicher Briefwechsel nicht die Forderung gestellt, sie müßten unverfälscht, nicht überarbeitet, das Datum nicht willkürlich verändert, die Reihenfolge der Briefe nicht verwirrt, nicht ganze Briefe zuge-dichtet, nicht zu den wirklich geschriebenen die entstellendsten Zusätze gemacht, nicht Personennamen vertauscht, kurz, die vorhandenen Briefe nicht zur bloßen Unterlage eines völlig phantastischen Gebäudes der eigenthümlichsten, launenhaftesten Einbildung mißbraucht werden. Bettina gab die Briefe unter dem Scheine, daß sie wirklich in dieser Weise zwischen ihr und Goethe gewechselt seien; denn sie selbst nannte sich unter der Zueignung an den Fürsten Büdler,

und in der Vorrede spricht sie von den Briefen so, daß man glauben muß, sie habe sie nur geordnet, und der Rath des Faktors Klein, dessen sie gedenkt, deutet darauf, daß sie eben in den Briefen nichts geändert habe, was gerade dem Buche seinen Werthe gebe. Und alle Welt nahm sie so auf. Die berühmte Beurtheilung Meusebachs hielt sich deshalb auch allein an die Frage der geschichtlichen Wahrheit. Bettina hütete sich, über diesen Punkt Aufschluß zu geben; sie freute sich, daß der Welt die Briefe, in welchen sie sich selbst nicht weniger als ihren Abgott verherrlicht hatte, für echt galten, und das Urtheil über Goethes wirkliches Verhältniß zu ihr nachhaltig zu ihren Gunsten trübten. Die Fälschung selbst hat Bettina in ihrer Weise schlau berechnet. Die Kühnheit, mit der sie vorschritt und endlich sogar wagte, Goethes Sonette als Plagiate an ihren Briefen darzustellen, wuchs immer mehr, und so schritt ihre Eitelkeit, die sich hier ihren Triumph bereitete, immer schrankenloser vor, ohne zu bedenken, wie leicht es sei, das sorglos gespannene Truggewebe aufzulösen. Treue und Wahrheit hat Bettina nie gekannt; sie lebte eben nur in der Einbildung und der Eitelkeit ihrer sich in den größten Geistern der Zeit gern bespiegelnden Natur; selbst ihr Herz stand nur im Dienste ihrer gefallsüchtigen Einbildung. Das Trugspiel ihres gedruckten Briefwechsels habe ich mehrfach, zuerst in meinen „Frauenbildern“ (1852), dann in der „Allgemeinen“ und in der „Kölnischen Zeitung“ aufgedeckt, zu ihrem ausgesprochenen Aerger, da sie selbst zuletzt an das Evangelium ihres „Briefwechsels mit einem Kinde“ glaubte, endlich ihr wunderliches Wesen in dem Aufsatz „Bettina und Barnhagen“ im „Bremer Sonntagsblatt“ 1865 Nr. 28 aufgezeigt.*) Eine neue Beleuchtung giebt ihr eben erschienener Briefwechsel mit dem Fürsten Büdler, worin sich auch manche Aeußerungen über den „Briefwechsel mit einem Kinde“ bei denen man bald an eine bloße Ordnung und Durchsicht ihrer Jugendbriefe bald an eine freie Bearbeitung denken muß. Grimm meint, niemand sei im Stande gewesen, den „Briefwechsel mit einem Kinde“ kritisch zu behandeln; vollständig freilich nicht, aber doch konnte man leicht durch Vergleichung feststehender Thatfachen,

*) Derjelbe findet sich am Ende dieser Abhandlung.

Bettinens tolles Umspringen mit der Wahrheit enthüllen. Setzt wäre es endlich Zeit, daß die Familie der Wahrheit die Ehre gäbe. Freilich muß die Sache seltsam bestellt sein, wenn Bettinens Schwiegersohn selbst gesteht, daß ihm die Briefe seit jenem Nachmittage, an welchem ihm Bettina einen Theil derselben zur Durchsicht gab, „nicht wieder zugänglich gewesen“: aber seine Vergleichung mit dem Drucke sollte er doch nicht länger zurückhalten, da sie das Urtheil über Bettinens Verhältniß zu Goethe fester bestimmen würde.*) Wenn er darauf Gewicht legt, daß Bettina sich immer Goethes Kind genannt habe, so übersieht er, daß Goethe ihr, wie allen jungen Mädchen, denen er herzlich zugethan war, diesen freund-

*) Späterer Zusatz. Den Abdruck der wenigen noch vorhandenen Briefe, so weit die Familie diesen gestattete, wurde mit großer Sorgfalt sechs Jahre später von Herrn von Loeper besorgt. Wir erhielten aber bloß den ersten Brief Bettinens vom 15. Juni 1807 und vierzehn von Goethe. Und nur drei der letztern lagen in der Urschrift vor, die übrigen, sowie Bettinens Brief nur in Abschriften, welche diese selbst im Mai 1858 anfertigen ließ, um damit die Angriffe auf die Glaubwürdigkeit ihres Briefwechsels zurückzuweisen, obgleich gerade diese Abschriften zeigen, wie frei sie mit den Briefen umgegangen. Dabei könnte man noch immer argwöhnen, obgleich selbst die Adresse, die Art des Verschlusses und was von Goethes, was von des Schreibers Hand herrührt, angegeben ist, einzelnes sei unterdrückt, was wir aber nicht glauben. Bemerkenswerth ist, daß Briefe des Jahres 1808 ganz, mit Ausnahme der Unterschrift G., von einer andern Hand (wohl Riemers), die übrigen, mit Ausnahme des größten Theils des Briefes vom 11. September 1809 eigenhändig sind. Höchst seltsam erscheint es, daß von den Briefen Bettinens vom 18. Juli [im „Briefwechsel“ vom 20. Juni] 1808 und vom 16. Juni 1809 der Herausgeber nur den Anfang vergleichen durfte, was doch sonderbare Gedanken, auch den Verdacht erregt, daß noch andere Briefe Bettinens erhalten sind, die seiner Einsicht völlig entzogen worden. Ohne hier auf die weitern Bemerkungen des Herausgebers über Bettinens Verfahren einzugehen, sei bemerkt, daß dieser auf Wilhelm Grimms Aeußerung: „Mehrere Briefe hat Goethe in Gedichte übersetzt, wie er selbst scherzhaft sagt“, einen Werth legt, den sie gar nicht besitzt. Wie konnte er übersehen, daß Wilhelm Grimm, der in seiner Arglosigkeit nicht auf den Verdacht einer Fälschung seiner Freundin gerieth, nicht Goethes Briefe in der Urschrift, sondern bloß die Handschrift des von Bettina zurecht gemachten „Briefwechsels mit einem Kinde“ vorlag, und gerade diese Aeußerung ohne allen Zweifel zu Bettinens gewissenlosen, wenn wir Hermann Grimm und von Loeper glauben sollen, bloß aus künstlerischen Rücksichten gemachten Fälschungen gehört!

lichen Namen gab, wie Minna und Pauline Gotter. Uebrigens bedarf es zum Beweise, daß auch Minna Briefe von Goethe erhalten habe, nicht der Hindeutung auf Goethes Briefe an Bettinen, da wir davon sonst unterrichtet sind; auch würde dies nichts beweisen können, da das Verhältniß des Dichters zu Bettinen, die selbst zu ihm gereist war, sich ihm aufgedrungen, selbst an ihn geschrieben hatte, ganz anderer Art war. Wenn Fräulein Alwina Frommann Minnas Angabe, sie habe Briefe und Gedichte Goethes verbrannt, bezweifelt, so ist sie dazu ohne Zweifel durch ihre nähere Kenntniß derselben berechtigt. Und warum sollte Minna diese verbrannt, aber andere Andenken an Goethe aufbewahrt haben? Viel näher liegt die Annahme, daß diese ihr verkommen waren, mochte sie nun keinen besondern Werth darauf legen oder der Zufall bei ihrem mannigfachen Ortswechsel es gewollt haben. Fest steht die Thatsache, daß Goethe wenigstens einen Brief ihr sandte und höchst wahrscheinlich ist, daß das Gedicht „Christgeschenk“ eine wirkliche Bescheerung an sie begleitete: aber diese Sendungen erfolgten mit Wissen ihrer Pflegemutter, und sie bezogen sich nicht auf ein geheimes Liebesverhältniß, wie man uns hat glauben machen wollen, sondern waren ganz unschuldiger Natur.

IV.

Die beiden ersten Artikel waren vor dem Erscheinen der Schrift „Das Frommannsche Haus und seine Freunde. Von F. J. Frommann“ geschrieben, deren Vorrede vom 9. September 1870 datirt ist; die zweite vermehrte Ausgabe folgte zwei Jahre später. Der höchst verdiente Buchhändler Johann Friedrich Frommann hat hier aus den Familienpapieren und seiner Erinnerung ein getreues Bild seiner Eltern und ihres schönen Familienlebens entworfen, dem wir auch da, wo es sich nicht auf urkundliche Belege stützt, den vollsten Glauben schenken müssen. Er war in alle Verhältnisse seiner Eltern eingeweiht, die keinen Rückhalt vor ihm kannten, und selbst ein guter Beobachter. Von ihm stammten auch Stahrs Angaben über Minna Herzlieb, die aber nicht zur Benutzung in einer in die weitesten Kreise dringenden Monatschrift, sondern für dessen

neue Ausgabe von „Goethes Frauengestalten“ gegeben waren. In Westermanns „Monatsheften“ sprach Frommann nicht allein seinen Unmuth über diesen Mißbrauch aus, er erklärte auch, Stahrs Darstellung des Lebensganges von Minna Herzlieb, besonders ihrer Beziehungen zu Goethe, laufe der Wahrheit zuwider, wesentlich richtig sei das Verhältniß von mir aufgefaßt. Bei Frommann findet sich fast alles, was über Minna thatsächlich feststeht, nur die an Allwina Frommann hinterlassenen Geschenke (S. 250 ff.) und einige Briefstellen werden nicht erwähnt. Im Jahre 1874 erhielten wir weitere Berichte über sie in den von Uhde herausgegebenen „Erinnerungen und Leben der Malerin Luise Seidler“. Die Jugendfreundin Minnas, die 1866 starb, hatte sie im höchsten Alter diktiert; sie zeugen aber von einer seltenen Frische der Erinnerung.*) Sie gedenkt „des schönen und anmuthreichen Minchen Herzlieb, mit einem artigen Wortspiel meistens Minna Herzlieb (Minne, Herz, Lieb) genannt,“ als der Pfliegerochter von Frau Frommann. „Minna war die lieblichste aller jungfräulichen Rosen, mit kindlichen Zügen, mit großen, dunkeln Augen, die, mehr sanft und freundlich als feurig, jeden herzlich unschuldsvoll anblickten und bezaubern mußten. Die Flechten glänzend rabenschwarz, das anmuthige Gesicht vom warmen Hauche eines frischen Kolorits belebt, die Gestalt schlank und biegsam, vom schönsten Ebenmaß, edel und graziös in allen Bewegungen: so steht Minna Herzlieb noch heute vor meinem Gedächtniß. Ihr Anzug war stets einfach, aber geschmackvoll; sie liebte schlichte weiße Kleider. Gewöhnlich trug sie auch beim Ausgehen keinen Hut, sondern nur ein kleines Knüpfstüchchen, unter dem Kinn zugebunden. Und wie herzwinnend war sie mit der Musik ihrer Stimme, dem melodischen Organ! Wie völlig gleich der goethe'schen Ottilie. Ihr Gesang war nicht bedeutend, aber, im Einklang mit ihrer ganzen Erscheinung, einfach anmuthig. Sie sang Goethes von Reichardt komponirte Lieder zum Klavier oder zur Guitarre, oft zweistimmig mit Frau Frommann. Es konnte nicht fehlen, daß die herrlich zur Jungfrau gereifte Minna im frommann'schen Hause bald der Gegenstand zahlreicher Huldigungen war. Bei aller Aufmerksamkeit jedoch, welche man ihr bewies, blieb ihr Auftreten anspruchslos, bescheiden, natürlich, heiter, oft neckisch. Alles Hervor-

treten war ihr zuwider; sie war eine innerliche Natur und stets blieb ihr Augenmerk darauf gerichtet, wie sie sich durch Schönes und Edles, das in ihrem Gesichtskreis trat, weiter fortbilden könne. Bei aller Unbefangeneit indessen, mit der sie sich andern mittheilte, verschloß sie dennoch ihr tiefstes Innere; ganz in dasselbe einzublicken mochte kaum irgend jemand gelingen. Für Goethe, den ältern Mann, den berühmten Dichter, der sie der freundlichsten und zartesten Aufmerksamkeit würdigte, empfand sie eine tiefe Verehrung; allein daß diese sich zur Leidenschaft gesteigert habe, wie einige nach dem Erscheinen der Sonette [1814], namentlich der vielberufenen Charade [1827] muthmaßen wollten,*) wurde von allen, die Minchen kannten, in Abrede gestellt. Sie nannte Goethe ihr ganzes Leben lang nur ‚den lieben alten Herrn‘. Wenn ich sagte, Minna Herzlieb habe Goethe als Urbild zu seiner Ottilie in den ‚Wahlverwandtschaften‘ vorgeschwebt, so soll das nicht heißen, der Dichter habe wie ein mittelmäßiger Maler lediglich nach dem Modell gearbeitet. Minna Herzlieb und Goethes Ottilie haben wohl viele Züge mit einander gemein, allein der Dichter hat an frei erfundenen Verhältnissen und Situationen den Charakter der Ottilie weiter entwickelt. Der weibliche weiche, hingebende Grundzug dieser Gestalt, dessen wohlthundes, aufopferndes Walten für andere jeglicher Selbstsucht entkleidet ist, war auch Minchen Herzlieb eigen.“

Was Frommann, mit dem dieser Bericht der Seidler übereinstimmt, über Minna Herzlieb sagt, ist durchaus zuverlässig, jede widersprechende Annahme unberechtigt. Und doch hat August Hesse in dem 1878 in Birchows und von Holzendorffs „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge“ erschienenen Hefte „Minchen Herzlieb. Erläuternde Bemerkungen zu Goethes Wahlverwandtschaften und Sonetten“ in das, was Frommann über seiner Mutter Verhältniß zu Minna sagt, Zweifel gesetzt; auch hat er wunderliche Sachen zu ihren und Goethes Ungunsten aus ihren brieflichen Äußerungen herausgebracht. Die ganze Schrift ist ein Gewebe willkürlicher, meist auf vollem Mißverständnisse oder Un-

*) Die Greisin scheint sich zu irren, wenn sie die „Muthmaßung“ schon so frühe setzt. Erst gegen die vierziger Jahre dürfte eine solche aufgetaucht sein.

kenntniß beruhenden Behauptungen. Leider fordert die Wahrheit, daß wir Hesses seltsame Irrgänge verfolgen, besonders da die Art ihrer Veröffentlichung in weitem Kreise das Urtheil irre zu führen droht; denn wie wenige nehmen sich die Mühe, solche mit größtem Selbstbewußtsein ausgesprochene Behauptungen gründlich zu prüfen!

„Die Beziehungen zwischen Goethe und Minna Herzlieb“, lesen wir S. 14, „entwickelten sich nach des erstern Rückkehr von Karlsbad im Jahre 1806. Er war zu dieser Zeit, wie die Briefe der Frau Frommann vom 20. und 29. August 1806 ergeben, häufig in dem Frommannschen Hause und beschäftigte sich viel mit Minchen, deren Zeichnungen hervorgeholt werden mußten. . . . Goethe ließ an diesen Abenden, seine Stellung als Minister ganz vergessend, sich so herzlich und gemüthlich gehen, sprühete wie ein Edelstein, im Lichte gedreht, die prächtigsten Farben nach allen Richtungen spielt, so im Glanze seines Genius, daß man sich unwillkürlich fragt: wem galt das Aufleuchten, wer hat es hervorgerufen, wem wollte er gefallen?“ Wir bemerken zunächst, daß Hesse sich durch einen Druckfehler hat irren lassen; denn wenn es bei Frommann heißt, Goethes Besuche seien bei Goethes längerem Besuche im Winter 1806/1807, wo Minna im neunzehnten Jahre gestanden, häufig gewesen, so muß es offenbar 1807/1808 heißen. Goethe war nach der Mitte August 1807 nach Jena gekommen, wo er die damals erkrankte Frau Frommann in den ersten drei Tagen nicht sehen konnte. Erst am 20. hatte er bei ihr Zutritt, wo er „freundlich gut“ war. „Dann mußte Mine ihre Werke vorzeigen“, schreibt Frau Frommann. An seinem Geburtstag kam er wieder, wo er „mit den Kindern äußerst freundlich war“. Unter den Kindern ist ihre Pfliegerochter mit verstanden. Früher, als er gedacht, mußte er wieder nach Weimar, doch eilte er, sobald er konnte, nach Jena zurück, um die eben angekommene karlsbader Gebirgsfolge aufstellen zu lassen. Dort blieb er, bis die Noth der Zeit am 6. Oktober seine Anwesenheit in Weimar verlangte. Während dieser Tage, wo er Mittags bei der Tafel des Fürsten Hohenlohe immer von der Politik hören mußte, war es ihm ein Bedürfniß, Abends in traulichem Kreise sich zu ergehen. „Gern kam er auf andere Gegen-

stände," berichtet Frau Frommann bald nach der Schlacht bei Jena; „die aufgeregten Seelenkräfte wurden bei allen dadurch besänftigt. An einem Abend, der mir unvergeßlich sein wird, fingen wir mit Zeichnen und komischen Geschichten bei Mainz, wo er mit dem Herzoge im Felde war, an, dann ging es auf andere Gegenstände über; wir endigten beim wahrscheinlichen Laufe der Ceres. [Fr. Aug.] Wolf war auch da; wie Blitze erleuchteten die Gedanken dieser Männer ihren Kreis.“ Man braucht sich nicht zu fragen, wem das Aufleuchten geglückten, wem er habe gefallen wollen, um zu der tollen Auflösung zu kommen, Minchen zu Liebe sei er so ausgeräumt gewesen, vor ihr habe er sich zeigen wollen, da doch die Liebe in größern Kreisen vielmehr stumm macht. Wir wissen, wie sehr Goethes Stimmung wechselte, wie er bald verschlossen, bald von sprudelnder, ja oft übermüthiger Laune ergriffen war, und an diesem Abende wurde er gerade durch die Gegenwart seines stark vom Widerspruch geist getriebenen geistreichen Freundes Wolf aufgereggt. Minchen wird freilich auch bei der Gesellschaft gewesen sein, aber doch ohne besondern Antheil zu erregen. Wahrscheinlich besuchte Goethe auch noch am Abend des 5. Oktober das frommannsche Haus; denn auf diesen muß sich wohl seine Bemerkung vom 28. November beziehen: „An den letzten Abend, den wir noch so froh zusammen zubrachten, habe ich oft gedacht.“ Als er am Morgen des 6. auf der Rückreise nach Weimar bei Frommann vorbeifuhr, sah er dessen Gattin und Minchen am Fenster stehen; „er hielt und schickte noch [zu uns] herauf, uns ein Lebewohl sagen zu lassen“, berichtet Frau Frommann. Von einer Neigung, ja einer Leidenschaft für Minchen zeigt sich nicht die geringste Spur. Da sie wie das älteste Kind des Hauses gehalten wurde, war er freundlich gegen das reizende Mädchen, wie gegen alle Kinder seiner Bekannten; an ihren Zeichnungen nahm er Antheil, wie an denen von Knebels Sohne Karl. Zu Hesses Vermuthung, er habe auch Mitleid mit der Waise empfunden, fehlt jeder Anhalt; wissen wir ja vielmehr, daß Frau Frommann sie ganz wie ihr eigenes Kind hielt; in frühern Jahren hatte sie Minna auf den Schoß genommen und ihr dieselben plattdeutschen Lieder vorgesungen, die sie selbst einst von ihrer Mutter gehört. Hesse scheut sich nicht, eine leidenschaft-

liche Liebe Goethes zu dem anmuthigen Kinde schon damals voraussetzen, ja er faselt (S. 32), dieser habe vielleicht deshalb sich am 19. Oktober 1806 mit Christiane Vulpius kirchlich trauen lassen, weil er „damit gewissermaßen ein unübersteigliches Hinderniß zwischen sich und seiner schon damals lebendigen Leidenschaft für Minna Herzlieb habe errichten wollen“, und er denkt sich die Möglichkeit, „Minna, die fromme Predigertochter aus Züllichau, habe diesen Entschluß geflüßentlich hervorgerufen, dieses Opfer verlangt und zur Bedingung ihres fortgesetzten Verkehrs mit Goethe, im Interesse von Christiane Vulpius und im Interesse der Goetheschen Kinder, gemacht“. Freilich kann niemand Hesse zwingen zu wissen, daß Goethe nur ein Kind, seinen schon jahrelang legitimirten August, noch besaß, und er längst schon den Entschluß gefaßt, sich mit Christianen trauen zu lassen, wozu er nur den passenden Zeitpunkt abwartete, der ihm eben damals, als diese so viel von der französischen Einquartierung gelitten und ihm selbst das Leben gerettet hatte, eingetreten zu sein schien. Hesses willkürlichen Annahmen muß sich alles beugen, feststehende Thatfachen ihnen zu Gefallen sich ändern wenn nicht anders die Unwissenheit gegen diese schützt. Doch bleibt er sich so wenig gleich, daß er, während er einen so leidenschaftlichen Liebesverkehr mit Goethe schon im September 1806 voraussetzt, anderswo gesteht (S. 53), dieser habe das Verhältniß im Jahre 1807 angeknüpft, doch sei es ihm bis zum Dezember gelungen, „seine Neigung zu bemeistern und zurückzudrängen“.

Von Goethes „tiefer Theilnahme für das liebliche Kind“, von einer „zurückgedämpften Flamme“ zeigt sich im Jahre 1806 nicht die geringste Spur. Das Zirkular, das er am 18. Oktober an alle seine jenaischen Bekannten gelangen ließ, mit der Bitte um nähere Nachricht über ihr Befinden, kam auch natürlich an das frommannsche Haus. Ein „tröstliches Blättchen“ ließ Frau Frommann darauf an Goethe gelangen. „Unerlaubt froh sind Minchen und ich gestern Abend über die guten Nachrichten von Ihnen gewesen,“ schreibt sie, „da es doch noch so viel anderes Unglück giebt. Ach, als Sie [am 6.] fortfuhren, war es, als wenn unser Schutzgeist wäre nun gewichen; die Worte, die durch Sie in unsere Herzen geschrieben waren, haben uns in den Stunden der höchsten Noth

gehoben und gehalten. Dank dem Lehrer und gütigen Freunde!“ Minchen hatte sich tapfer in den bösen Tagen bewiesen. Frau Frommann spricht von ihr wie von ihrer eigenen Tochter, die mit ihr gelitten und sich an Goethes Wort gestärkt. Am 28. November fragt dieser „wieder einmal“ (an andere Briefe als das Zirkular ist nicht zu denken) bei Frau Frommann an. Er schreibt: „Meine Sehnsucht, die lieben jenaischen Freunde wieder zu sehen, wird immer größer, und doch kann man sich nicht losmachen: einladen kann man auch nicht; denn jedes ist bei sich gefesselt.“ Auch ihren Gatten und ihre Pflgetochter läßt er grüßen, was schon die Höflichkeit forderte. Hesse will mit der Äußerung, der Inhalt sei auch für eine dritte Person bestimmt gewesen, unglücklich genug auf ein näheres Verhältniß zu Minchen hindeuten. Hätte Goethe ein solches gewünscht, so würde er es nicht an Einladungen nach Weimar haben fehlen lassen, er würde trotz seines Unwohlseins nicht Monate lang von Jena weggeblieben sein, hätte wenigstens etwas von sich hören lassen. Aber er freute sich damals der Gesellschaftsabende der Schopenhauer. In den Geschäftsbriefen, die Riemer in diesem Winter an Frommann schickte, findet sich seiner Gattin und Minchens gar nicht gedacht, doch ist von einem beabsichtigten Besuche Frommanns in Weimar die Rede. Erst Mitte Mai 1807 zu Pfingsten kam Goethe mit Riemer nach Jena, wo er sich trotz des schönen Wetters nicht behaglich fühlte. Freilich wird er auch diesmal das frommannsche Haus besucht und Minchen gesehen haben, aber von einer leidenschaftlichen Aufregung wissen wir nichts. Schon Ende Mai war er in Karlsbad. Nur kurze Zeit verweilten beide auf der Rückreise zu Jena, wo Goethe Minchen ein kleines Geschenk überreichte, das er ihr von Karlsbad mitgebracht. Darin liegt doch nichts weniger als ein Beweis leidenschaftlicher Liebesneigung. Frommann versprach nach dem Briefe Riemers an ihn, den 12. September, zum Feste des Empfanges der rückkehrenden Großfürstin, nach Weimar zu kommen. Ein paar Tage später*) schreibt Goethe selbst an Frommann: „Das liebe Minchen wird sich mit

*) Das Datum des 18. scheint nicht richtig, da dieser auf einen Freitag fiel; wahrscheinlich ist der Brief den 16. geschrieben. Der Mittwoch war ein Botentag.

dem kleinen Andenken von mir herausputzen. Möchten Sie uns auf den Sonnabend zur Eröffnung des Theaters besuchen, zusammen oder einzeln, so sollten sie uns bestens willkommen sein. Wir wissen selbst aber noch nicht, womit wir aufwarten können. Indessen wird ein seltsamer Prolog vorbereitet. Die besten Grüße.“ Es ist dies die erste förmliche Einladung der Familie Frommann, bei welcher aber noch immer die Rückfahrt nach der Vorstellung vorausgesetzt wird. Auch diese Erwähnung Winchens beweist nur, daß Goethe ihr wohl wollte.

Wann Minna zuerst eine mächtige Wirkung auf diesen geübt, wissen wir genau; statt aber diese Thatsache einfach hinzustellen, bahnt sich Hesse den Uebergang zu Goethes Sonetten durch Anführung des goetheschen Briefes an Frau Frommann vom 26. Dezember 1807, indem er alles dazwischen liegende übergeht; das ist freilich der rechte Weg, die Unterjuchung zu verwirren, besonders wenn man Äußerungen so mißversteht, wie wenn Hesse Goethe sagen läßt, er werde den nächsten Sommer eigennütziger Weise in Jena zubringen, während es wirklich heißt, bei seinem Vorschlage, aus einer Samenhandlung einiges mit für Frommanns zu bestellen, sei er nicht so ganz uneigennützig, da er diesen Sommer, wo er ganz ernsthaft ein Bewohner von Jena sein werde, manches davon (die daraus gezogenen Blumen) bei ihnen zu genießen hoffe. Aber nicht Minna zog ihn nach Jena, sondern, wie er ausdrücklich angibt, die Herstellung des verwüsteten Schlosses.

Von Goethes Sonetten wird mit Recht bemerkt, daß sie poetische Uebungen gewesen; höchst ungenau dagegen ist die Angabe, durch Gries, Werner u. a. sei auch Goethe zu dieser Form hingezogen worden. Werners Sonette wurden die erste Veranlassung zu diesem poetischen Wettstreite. Völlig verkehrt behauptet Hesse: „Nun aber brachten die unseligen Sonettübungen ihn abermals in einen nähern Kontakt [mit dem lieblichen Kinde], — und die so lange zurückgedämpften Flammen schlugen in um so mächtigerer und ergreifenderer Lohe auf. Wohl fühlte der damals 58 Jahre alte Dichter die Kluft, welche ihn von der jugendlichen Geliebten trennte — aber sein Ringen und Kämpfen war vergebens. Schon hatte der Zauber, welchen der geniale Mann auch in spätern Jahren

auf diejenigen, welche in seine Nähe kamen, ausübte, auch die Geliebte mit dämonischer und unwiderstehlicher Gewalt ergriffen.“ Doch er scheut sich nicht zu behaupten: „Dies alles klingt deutlich, und ohne daß ein Mißverständniß möglich wäre, aus den Sonetten selbst heraus.“ Freilich, wenn man von dem Sage ausgeht, alle diese Sonetten seien persönlich an Minna gerichtet, wenn man nicht beachtet, daß sie bloße dichterische Uebungen sind und in welcher Folge sie gedichtet sind,*) kann man so etwas für möglich halten. Wir wissen, daß Goethe zuerst das vierte Sonett dichtete, das er einem liebenden Mädchen in den Mund legt, darauf das fünfte, erst mehrere Tage später das Charadrensonett auf den Namen Herzlieb, und auch das bedeutendste dieser Sonette „Epoche“ muß kurz vor die Abreise von Jena (18. Dezember) fallen; es ist in jeder Beziehung die vollendetste Blüte der Sonette, während das vierte wohl das steifste von allem. Doch solchen windigen Deutungen und Schlüssen, wie sie Hesse sich gestattet, ist die Klarheit gefährlich; drum gilt es, den Thatbestand möglichst zu verdunkeln. Darin freilich hat er Recht, daß die Beziehung des Sonettes „Wachsthum“ auf die Prinzessin Karoline, die Frommann von andern Erklärern annahm, höchst ungeschickt ist; auch geben wir zu, daß Goethe die Veranlassung dazu im allgemeinen von Minna hernahm, die vor seinen Augen sich entwickelt hatte, ihm aber nun auf einmal in aller Majestät vollendeter jungfräulicher Schönheit entgegentrat, dennoch ist es nicht persönlich an

*) Dieser Vorwurf trifft auch Schöll (Goethe in Hauptzügen seines Lebens und Wirkens S. 422 ff.), der nicht bloß die Sonette, sondern auch die „Pandora“ auf Minna bezieht. „Ihm war in Jena eine lebendige Erscheinung der Schönheit begegnet, hatte ihn mit tiefer und erwideter Neigung ergriffen und in dem Spätjahr, wo er den ersten Theil der ‚Pandora‘ dichtete war es diese Leidenschaft, die ihn in den Aether der idealen Poesie erhob.“ Er sieht in den Sonetten „einzelne Momente und Austausch dieser Liebe vom ersten Erkennen, welches wahrscheinlich im ersten Frühjahr 1807 zu denken ist (?), bis zur Trennung und Abschied, zum zarten Verkehr in der Ferne, Spielen der Dichtung mit dem Gefühl und Unterwerfung des Gefühls unter die Kunst.“ Ein einheitliches Ganzes sollten die Sonette nicht bilden, es sind nur Versuche in dieser Dichtung mit mehr oder weniger glücklicher Ausführung verschiedener Situationen.

diese gedichtet, auf die schon der Anfang nicht paßt, wie Frommann bemerkt, da sie nie als Kind mit Goethe auf Feld und Auen gegangen, und auch das Liebesleben und Zurückweichen vor ihr ist dichterische Zuthat. Die Beziehung, daß er sich durch seine späte Liebe dem Gespötte aussetze, hat Hesse widerrechtlich in das erste Sonett hineingetragen. Ebenso wenig wird in dem fünfzehnten der verderbliche Einfluß der Uebung in der Sonettform auf das Heranwachsen der leidenschaftlichen Herzensneigung ausgesprochen; auch ist es eine ganz windige Voraussetzung, Minna habe ihm den vom Mädchen ausgesprochenen Vorwurf gemacht. Das zweite Sonett soll gar eine wunderliche Allegorie sein, wenn es nicht auf ein wirkliches Ereigniß gehe. Für die sinnbildliche Deutung wird der Umstand angeführt, daß auch das vorhergehende erste Sonett sinnbildlich sei: aber dort wird eine Naturerscheinung als Sinnbild der plötzlich die Seele erfassenden Liebe dargestellt, kein Auftritt zwischen einem Liebespaare, wobei man eine sinnbildliche Bedeutung gar nicht ahnen kann. Ueber den eigentlichen Sinn jener Sonette darf ich auf meine Ausgabe der Gedichte und auf meine Erläuterungen verweisen. Am ärgsten ist das Mißverständniß des Sonetts „Epoche“, worin als Zeit, in welcher die Geliebte, hier wirklich Minna, sein Herz so mächtig ergriffen, der Advent 1807 angegeben wird. Hesse scheint es nicht zu wissen, daß Advent der erste Sonntag im Advent heißt und daß gerade an diesem Sonntage Minna bei dem großen Mittagessen in Frommanns Hause diesen wunderbaren Eindruck auf Goethe geübt. Statt dessen nimmt er an: „Es muß um diese Zeit [im Advent, der bis Christtag dauert] ein Besuch der Familie Frommann und Minnas bei Goethe, der damals meistens in Siena weilte, sei es in dessen Wohnung hier oder in Weimar, fallen.“ Daß die Familie Frommann im Advent weder nach Weimar kam, noch Goethe auf dem Schlosse zu Siena besuchte, ist unzweifelhafte Thatsache, und es ergibt sich als wunderlichste Mißdeutung, der Herrin Ankunft, die als Gegensatz zur Ankunft des Herrn gedacht wird, wie der ewige Maitag dem trüben Novembertag entgegensteht, auf einen Besuch Minnas bei ihm zu beziehen. Doch es kommt noch ärger! Riemer schreibt am 23. Dezember 1807 an Frommann: „Goethe

hat schon voraus mit Zuversicht darauf gerechnet, daß Sie zum zweiten Feiertag herüber kommen würden, und nunmehr ladet er Sie förmlich durch meine Hand dazu ein. Bittet aber zugleich, daß Sie sich einrichten möchten, bei ihm zu wohnen und auch den ganzen Sonntag hier zu bleiben. Sie kämen Sonnabends zu Tische, sähen den Abend die artige und sehr gut executirte Oper ‚Die Wegelagerer‘, hörten Sonntags früh bei uns die Sängler [das Singkonzert in Goethes Hause] und was es sonst gibt, und gingen des Abends mit zur Schopenhauer, und möchten dann Montags früh nach Belieben Ihre Rückreise machen. Die Damen logiren im blauen Zimmer, welches gerade unter mir ist, und Sie, mein Theuerster, neben mir an, in meinem ehemaligen Zimmer. So sind Sie ganz für sich und ungenirt, und können ungelesen und unvernommen mit Ihren Frauen verkehren. Ich zweifle nicht, daß Sie uns die Freude machen, Sie auch einmal bei uns zu sehen und Ihnen einiges Artige zu erzeigen, da wir schon so lange her in Ihrer Schuld sind. Wir hoffen darauf.“ Nach einigen anderen Mittheilungen kommt er wieder auf den gewünschten Besuch zurück. „Nicht wahr, mein Guter, Sie kommen, und dann wollen wir vor Schlafengehen noch eins mit einander schwätzen.“ Nach dem „freundlichen Adieu“ fällt ihm ein, vielleicht wolle Frommann Montags ganz früh zu Hause sein, und so fügt er hinzu, um einen solchen Einspruch zu beseitigen: „Selbst auf den Fall, daß Sie nur eine Nacht wegbleiben könnten, so kommen Sie doch. Sie fahren dann von der Schopenhauer unmittelbar fort, und bilden sich ein, als wäre es aus dem Schauspiel. Wir kommen doch so bald nicht wieder zusammen.“ Jeder Verständige wird in diesem Briefe nur eine sehr dringende Einladung sehen, die aus dem Verlangen hervorgegangen, die befreundete Familie, die besonders seit 1806, vor allem in den zwei letzten Monaten, so gastfrei gegen sie gewesen (Niemer selbst hatte schon früher wiederholt bei Frommann gewohnt), nun auch einmal ein paar Tage zu bewirthen und ihr den Aufenthalt zu Weimar angenehm zu machen. Hesse dagegen, der überall spionirt, um Verdachtsgründe gegen Goethe aufzubringen, findet den Ton des Briefes „fast unangenehm zudringlich“, er komme in „unzähligen“ (?) Wendungen in „offenbar diplomatisch-interessirter

Weise“ auf die Einladung zurück, er werde, um durchaus verständlich zu werden, am Schlusse sogar witzig, indem er die schopenhauerschen Theeabende mit einem Schauspiele vergleiche. Das letztere ist ein grobes Mißverständniß; denn in den Worten, „als wäre es aus dem Schauspiel“, steht Schauspiel in gangbarer Weise für Theater, und sie beziehen sich darauf, daß viele Jenaer noch Abends nach dem Ende des Theaters, das deshalb auch möglichst früh begann, nach Jena zurückfuhren. So konnte auch die Abfahrt nach der gegen neun endenden Abendgesellschaft nicht bedenklich sein. Hesses Beweis der „diplomatisch-interessirten Weise“ beruht einzig auf seinem offenbar. Der Grund dieser glücklich hereingebrachten ungeschickt-zudringlichen Einladung soll darin liegen, daß Goethe sehnlichst Minchens Besuch gewünscht. Aber was konnte dieser, wäre er wirklich so verliebt gewesen, wie Hesse uns einreden will, von einem zweitägigen Besuche in Gegenwart der beiden Pflegeeltern und seiner eigenen Gattin für sich hoffen, als daß er auch ihr sich freundlich erweisen könne, wobei er sich hüten mußte, es in gar zu auffallender Weise zu thun; auch war Minna ja immer an der Seite ihrer Pflegemutter. Das Großartigste aber, was in der Verdächtigung zu leisten war, tritt in der Behauptung hervor: „Offenbar war Niemer vollständig in den ganzen Liebeshandel eingeweiht.“ Der Beweis dieser Annahme, welche Goethe die Albernheit zuschreibt, in ein solches gefährliches Herzensgeheimniß seinen jungen Hauslehrer einzuweißen, ist wieder offenbar, das aber dadurch gestützt wird, daß dieser fortwährend (?) um Goethe gewesen (er wohnte freilich in seinem Hause und diente dem Dichter auch neben seiner Beaussichtigung des Sohnes und eigenen Arbeiten als Sekretär) und er nach einer Äußerung in seinen „Mittheilungen“ mehr über die Entstehung der Sonette gewußt, als er habe verathen dürfen. Das letztere spricht er Stahr nach. Aber sehen wir die Stelle Niemers näher an. Sie steht in dem Abschnitte über Bettina Brentano, in welchem er „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“ für einen Roman erklärt, auch behauptet, die Sonette, welche Bettina sich ancigne, seien weder an sie noch auf sie gedichtet. „Der Stoff ist ganz wo anders her, und eine Menge in den Sonetten vorkommender Umstände kann schon dem Ort und der

Zeit nach, auch gewisser Verhältnisse wegen, gar nicht auf Bettinen bezogen werden.“ Wenn er hinzufügt: „Die nähere Auseinandersetzung dieser Unmöglichkeit kann hier nicht gegeben werden“, so deutet er darauf, daß er hier, wo es nicht darauf ankomme, Grund habe, die „andern“ nicht zu nennen, auf welche mehrere dieser Sonette gehen. Dieser Grund lag in dem Unglück von Minnas Ehe, deren Namen er nicht in den Mund der Menge bringen und dadurch zu manchen falschen Deutungen, wie sie später von Stahr ausgegangen und von Hesse weiter ausgesponnen worden, irgend Veranlassung geben mochte. Riemer wußte, daß die Sonette ein dichterisches Spiel waren, welchem nur der mächtige Eindruck zu Grunde lag, den Minna augenblicklich auf Goethe geübt, daß die leidenschaftliche Glut schon gefühlt war, als der Dichter das erste, keineswegs aus dem Herzen fließende Sonett, das ein Mädchen spricht, dichtete. Davon, daß Riemer von einer leidenschaftlichen Glut Goethes gewußt, die er verschweigen zu müssen glaubte, kann durchaus keine Rede sein.

Statt daß Hesse nach der Zeitfolge die Entwicklung des Verhältnisses zu Minna gäbe, das Leben Goethes vom Adventsonntag 1807 bis zum nächsten Frühjahr möglichst treu darstellte, irrlichtert er, weil nur in solchem Dunkel seine gewissenlos willkürlichen Aufstellungen nicht schon beim ersten Blick ihre Unmöglichkeit verrathen. So springt er denn von einem Briefe des 26. Dezember 1807 auf den vom 25. Januar 1808 über, um eine seltsame Entdeckung über Riemers Briefchen vom letztern zum Besten zu geben. Gries und Riemer hatten einen Wettkampf in Sonetten verabredet, dessen Schiedsrichter oder wenigstens Vertrauter Frommann war. Der erstere hatte ein vortreffliches Sonett gegen Riemer gemacht, das dieser selbst, wie er gegen Frommann am 20. Januar 1808 äußerte, im Sinn und Technischen ganz musterhaft fand, doch wollte er ein anderes darauf setzen, sollte auch darüber ein Sonettenkrieg entstehen. Fünf Tage später schickte er Frommann zwei Sonette gegen Gries (ein drittes war noch nicht fertig geworden), dazu auch eins auf den Namen Herzlieb, mit der Bitte, Frommann möge auch Gries zu einem auf diesen veranlassen, und ein anderes auf die Verlegenheit. Hesse hat nun die Kühnheit zu behaupten, das

Sonett auf den Namen Herzlieb, das Niemer damals an Frommann geschickt, sei nicht von diesem gewesen, sondern das bekannte Charadenjonnelt Goethes; er habe dieses unter die feinigsten eingeschmuggelt und als etwas Unverfängliches an Frommann gelangen lassen, „ohne selbstverständlich dasselbe jeder Kenntnißnahme derjenigen, für die es eigentlich bestimmt ist, zu entziehen“. Sehen wir zunächst von der Begründung dieser Vermuthung ab, was hätte es denn Goethe geholfen, wäre ein Sonett von ihm unter Niemers Namen Minna bekannt geworden, da diese gar nicht ahnen konnte, daß es von Goethe sei. Und wie war Hesse berechtigt, ein dummes Versteckspiel dem Dichter zuzuschreiben! Unwahr ist seine Behauptung, daß in Niemers Briefe „dem Sonette auf den Namen Herzlieb eine besondere Stellung eingeräumt wird, die es von den übrigen, von Niemer verfaßten und mitgeschickten abhebt“: es steht ganz auf gleicher Stufe mit dem auf die Verlegenheit, da beide nach den gegen Gries gerichteten erwähnt werden. Und welch eine Thorheit wäre es gewesen, hätte Goethe, der durch dies Sonett, das Minna für ein Gedicht Niemers halten mußte, auf sie wirken wollte, es zugleich veranlaßt, daß Gries ein ähnliches, vielleicht kunstreicheres machte! Ueberdies ist gar nicht nachzuweisen, daß der Sonettenkampf zwischen Gries und Niemer nicht ein bloß Frommann bekanntes Geheimniß war. Nach solchem jeder besonnenen Erwägung spottenden Wagniß bemerkt Hesse, es falle also das Charadenjonnelt „in denselben Brennpunkt der Leidenschaft, also kurz nach der Adventszeit 1807“. Eine seltsame Zeitbestimmung! Seit dem Schlusse der Adventzeit war ein ganzer Monat verstrichen; die Leidenschaft aber hatte Goethe am ersten Adventsonntage, den 29. November, ergriffen und war von ihm in den nächsten Tagen beschwichtigt worden. Und, was alles entscheidet, Hesse übersah die feststehende Thatsache, daß Goethe das Charadenjonnelt, das Niemer im Januar 1808 geschrieben haben soll, auf Veranlassung eines ähnlichen von Zacharias Werner in Jena am 17. Dezember 1807 gedichtet hatte (vgl. S. 219). So stürzt dieser ganze zu Goethes Ungunsten erfommene Hypothesenbau vor dem Hauche der Thatsachen. Hesse weiß eben sehr vieles gar nicht; wahrscheinlich beschränkte sich seine ganze Kenntniß auf die Schriften von Stahr und Frommann.

Auch beim zwölften Sonett „Christgeschenk“ macht Hesse eine neue Entdeckung. Bisher hat man das Gedicht allgemein auf eine Sendung zu Weihnachten bezogen, worauf außer der Ueberschrift auch „die Früchte heil'ger Weihnachtszeiten“ (3) und „zum Fest“ (6) bestimmt hindeuten. Hesse weiß es besser. „Die Ergebnisse des Weihnachtstisches, Leckereien und Süßigkeiten wurden nachträglich der Geliebten zugesendet“, und zwar erst am 20. Januar 1808. Minna würde sich für eine solche Liebenswürdigkeit des Geheimraths, ihr vier Wochen alte Süßigkeiten vom Weihnachtstische, der doch wohl nicht so lange stehen blieb, zu dem schon vergessenen „Feste“ zu senden, wohl bedankt haben. Aber was kümmert unsern Lynceus eine solche Ungehörigkeit! Er beweist sie aus Riemers Zettel vom 20. Januar, der mit den Worten schließt: „So eben bringt die Frau Geheimrath beikommende Schachtel, mit vielen schönen Empfehlungen an Minchen abzugeben, und außerdem an Sie allerseits die schönsten Grüße von ihr und Goethe.“ Wer kann zweifeln? Die Schachtel ist dieselbe mit den Schachtelwänden des Sonettes „Christgeschenk“. „Ob die gute Christiane Vulpius den ganzen Inhalt der Schachtel gekannt hat, verrieth freilich Riemer abermals nicht; möglich aber, daß auch die Frau Geheimrathin gar nichts von der Schachtel gewußt und Riemer abermals nur in diplomatischer Mission gehandelt hat.“ Schade, daß Hesse nicht auch die Schachtel selbst eskamotiren kann! Wenn diese in Jena ankam, so wird auch Frau Frommann ihren Inhalt erfahren haben, und die Vorgabe, eine von Goethe, man weiß nicht recht mit welchen Geschenken angefüllte Schachtel, sei von seiner Frau geschickt, wäre deshalb so einfältig wie möglich gewesen. Hesse wußte freilich nicht, daß Goethe mit seiner Frau vom 16. bis zum 18. Januar in Jena gewesen war, wonach es höchst wahrscheinlich, daß die Sendung vom 20. sich auf einen Puz, etwa einen Hut, bezieht, den Minna sich bei ihr aus Weimar bestellt hatte. Ueber die Verse vom 22. Mai 1817 finden wir nichts Neues, als daß das blaue Papier, in welches Goethe die beiden Bände gepackt hatte und auf welchem ihre Adresse stand, an den blauen Umschlag im zehnten Sonett erinnere. Aber Goethe brauchte eben blaues Papier durchweg zu Couverten und Verpackungen. Vgl. S. 295.

Doch Hesse ist so fest überzeugt, er habe aus den Briefen und den Sonetten den Beweis geliefert, letztere seien an Minna gerichtet, daß Frommann, wenn er dieses leugnen wolle, durch eine allzu pietätvolle Scheu gegen seine Eltern, unter deren Augen der Roman gespielt, und durch ein ungerechtfertigtes Bedenken gegen den allzu feurigen Inhalt der Sonette zu einem so irrhümlichen Urtheile getrieben worden. Aber dieser stützt sich nicht allein auf genaueste Kenntniß der Verhältnisse, die sich in ihrer ganzen Unmittelbarkeit schwer widerlegen läßt, er erwog mit Besonnenheit den Thatbestand, den Hesse durch Mangel an Methode, Unkenntniß und die leichtfertigste Willkür verwirrt hat. Dabei hat er sich durch die Annahme verleiten lassen, Minnas späteres wunderliches Wesen müsse durch Goethes Verhältniß zur ihr in irgend einer Weise beeinflusst sein, und er hat deshalb auf Goethe eine Schuld gewälzt, obgleich diese ihm selbst später fast unter den Händen verschwindet. Auch Frau Frommann hat er zum Theil in die Schuld hineingezogen. Gegenüber der so bestimmten wie durchaus glaubhaften Versicherung ihres Sohnes, wagt er zu behaupten, Goethes Reizung zu Minna, wobei doch nur von einer leidenschaftlichen die Rede sein kann, sei ihr nicht unbekannt gewesen, da ihr „der eigentliche Grund der häufigen Anwesenheiten Goethes, der zahlreichen, dringenden Einladungen nach Weimar nicht entgehen konnte“. Aber in Jena war Goethe sehr häufig auch noch, als Schiller nach Weimar gezogen war, und nach dessen Tode, sowohl wegen seiner Geschäfte als wegen des Druckes seiner Werke und zu seiner Erholung, und bei Frommanns fand er einen der auserlesensten Kreise und die wohlwollendste Aufnahme. Wie hätte Frau Frommann eine besondere Absicht darin finden können, wenn er den schon lange zugesagten Besuch von Jena endlich im November 1807 ausführte und auch sonst, wenn er dort anwesend war, in ihrem Hause gern erschien! Von den „zahlreichen dringenden Einladungen nach Weimar“ liegt nur eine vor, und selbst mehrfache könnten keinen Verdacht erregen, daß es ihm um Minna zu thun gewesen. Aber Hesse bringt noch einen Beweis bei, daß Frau Frommann von den goetheschen Sonetten und ihrer Widmung an Minna Herzlieb genaue Kenntniß hatte. Selbstverständlich geht es dabei wieder nicht ohne ein

grobes Mißverständniß ab. Frau Frommann die ihm eine Brieftasche zu Weihnachten versprochen hatte, überraschte ihn durch eine außerordentlich schöne. Obgleich der Dankbrief Goethes vom 26. Dezember 1807 an sie allein gerichtet ist, die „Nadelstiche“ nur ihr allein zugeschrieben werden, erst am Schlusse ihrer Pflegetochter mit den Worten: „Unterstützen Sie meine Bitte bei Minchen!“ gedacht wird, glaubt Hesse ohne irgend einen auch nur scheinbaren Grund das Unwahrscheinlichste annehmen zu dürfen, daß Minchen mit an der Brieftasche gearbeitet! Um was Goethe Minchen gebeten, entzieht sich freilich unserer Vermuthung, doch kann es nichts Schlimmes gewesen sein, da Frau Frommann die Bitte unterstützen soll. Die Verleumder Goethes könnten sich darunter etwa denken, dieser habe um einen Besuch Minchens in Weimar gebeten, aber dieses wäre so auffallend gewesen, daß es auch nicht die geringste Wahrscheinlichkeit hat. Vgl. dagegen oben S. 278. Der Dichter dankt weiter Frau Frommann launig dafür, daß sie ihn auf ewig von der Versuchung gerettet, seine liebsten Papierschätze auf eine so wunderliche Weise, wie Beireis seinen großen Diamanten, Werner seine Sonette, zu verwahren und zu produziren (in und aus der Hosentasche). „Eben diese Sonette, voll feuriger, himmlischer Liebe, sind nun an der einen Seite des Portefeuilles eingeschoben, das sich auf diesen Gehalt schon sehr viel einzubilden scheint. Jetzt bleibt uns nichts übrig, als an der andern Seite durch ein zwar irdisches und gegenwärtiges, aber doch auch warmes und treues Wohlmeinen und Lieben eine Art von Gleichgewicht hervorzubringen. In der Mitte mag dann Fremdes Platz finden, heiter, gefühlvoll — wie's zutrifft. Sehr angenehm ist mir dieses Zusammensammeln und Anreihen in der Hoffnung, bald etwas davon mittheilen zu können.“ Wir haben schon S. 245 gesehen, wie F. R. Meyer diese damals ihren Wortlaute nach noch nicht bekannte Stelle auslegte. Seine Behauptung, der Brief sei an Minna und die Pflegemutter zugleich gerichtet, ergibt sich als irrig, aber noch schlimmer widerspricht dem Wortlaute seine Deutung, Goethe bezeichne seine Sonette als Erzeugnisse mehr äußerlicher Anlässe im Gegensatz zu den zugleich übersandten (?) leidenschaftlichern Werners. Einer nicht weniger falschen Auslegung macht sich Hesse

schuldig. „Die feurig himmlische Liebe, sie ward dem schönen Pflegerlinge Johanna Frommanns gewidmet, das gegenwärtige Wohlmeinen und Lieben ward der wackern Hausfrau Goethes, der einfachen, schmucklosen Waldblume. . . zugetheilt.“ Hat er sich auch recht vorgestellt, was aus einer solchen Auffassung folgt? Wenn nach seiner Annahme an Minna gerichtete Sonette auf der einen Seite liegen, so müßte er die andere für Gedichte an seine Gattin bestimmt haben. Als ob er solcher noch damals gedichtet hätte und gar in größerer Zahl! Dachte denn Hesse nicht an den eigentlichen Gebrauch der Briefftasche? Wenn an der einen Seite die feurigen, himmlischen, in den Himmel sich versteigenden, von der Schwungkraft der Dichtung getragenen Sonette liegen, so an der andern die Freundesbriefe, die von irdischem und gegenwärtigem, aber doch warmem und treuem Wohlwollen und Liebe sprechen. In der Mitte liegt allerlei Interessantes von Fremden, das er ansammelt, um gelegentlich davon etwas mitzutheilen. Die Sonette werden also als etwas rein Dichterisches, nicht der Wirklichkeit Angehöriges, einzig im Aether idealer Liebe Athmendes dargestellt, jede Beziehung auf die Verwirklichung dieses idealen Traumes ihnen abgesprochen. Deshalb durfte er sie auch Frau Frommann als Gegengeschenk für ihre Briefftasche abschreiben und ihr übersenden, zum offenbaren Beweise, daß es sich dabei nicht um die Gewinnung von Minnas Liebe handelte. Nicht dieser schickt er die Sonette, „die alten Bekannten“, oder vielmehr nur einen Theil derselben, da er die übrigen bald nachsenden zu können hofft. Frau Frommann sah also, daß die Sonette nur ein dichterisches Spiel waren, selbst das Charadrensonett auf Minnas Zunamen und dasjenige, welches die neue, mit Advent 1807 für ihn angebrochene Epoche bezeichnet. Hesse gibt selbst zu, Frau Frommann habe von der Neigung des Dichters für ihre Pflegebefohlene gar nichts fürchten können. Und doch war damals Goethes Sonettendichtung schon abgeschlossen, ja die leidenschaftlich aufflammende Liebe liegt bereits vor der Dichtung des zuerst entstandenen Gedichtes dieser Form, das sehr nüchtern die Stimmung des liebenden Mädchens ausdrückt. Hesses Versetzung der persönlich auf Minna deutenden Sonette in die zweite Hälfte des Januars beruht, wie wir gesehen, auf den ärgsten

Mißverständnissen und dem Uebersehen einfacher, feststehender That-
sachen.

Minna ging im Mai 1808 nach Züllichau zur Hochzeit ihrer jüngern Schwester, wo sie sich länger aufhielt, als sie beabsichtigte. Vgl. oben S. 239. Hesse weiß davon nichts, wodurch er sich in der gefährlichen Lage findet, wieder eine durchaus falsche Vermuthung ausspinnen zu können. Goethes Aeußerung im Briefe aus Karlsbad vom Juni: „Doch ist es eine eigene Empfindung, wenn die Abwesenheit geliebter Personen uns verdrießlich fällt, so können wir uns sie und ihre Umgebungen niemals ganz heiter vorstellen“, hat er wieder zu Gunsten seiner Ansicht mißverstanden. Goethe spricht allgemein; er sagt, unsere eigene Verdrießlichkeit über die Abwesenheit geliebter Personen tragen wir auf diese über, sehen ihren Zustand als einen trüben an, bis wir durch ihre eigenen Versicherungen vom Gegentheil überzeugt werden. Unser Schwarzmalter dagegen sieht in diesem allgemeinen Satze eine Andeutung, daß Minnas Abreise durch Umstände veranlaßt worden, die Goethe, obgleich er sie nicht näher erfahren, bekümmert hätten. Da nimmt er nun ohne weiteres an, es habe sich ein böses Gerücht über Minchens Verhältniß zu Goethe verbreitet, das Frau Frommann veranlaßt habe, auf ihre Entfernung zu dringen; oder Minna habe durch ihre Abreise dem laut gewordenen Gerüchte und den daran geknüpften Vorwürfen entgehen oder dem Zauberkreise Goethes, der sie dämonisch umzogen, entfliehen wollen. Aber wäre böses Gerücht damals in Jena umgegangen, wie wäre es möglich gewesen, daß bei der Klatschsucht, die gegen Goethe immer geschäftig war, keine Spur eines solchen sich erhalten? Und wenn Frau Frommann wirklich Ursache hatte, das Wiederaufleben eines solchen Gerüchtes oder einen verderblichen Einfluß von Goethes Neigung für ihre Pflegetochter zu fürchten, wie ist es begreiflich, daß sie, wie wir wissen, deren längeres Verweilen in Züllichau bedauerte und ihre Rückkunft wünschte. Nach Frommann hatte sie in Züllichau schon früher mehrere Anträge zurückgewiesen. In einem wohl 1809, jedenfalls vor dem Februar 1810 geschriebenen Briefe hatte Frau Frommann es gebilligt, daß sie darin der Stimme ihres Herzens gefolgt sei, auf die sie allein hören müsse. Unbegreiflich ist es, wie

Hesse darin etwas Herbes finden konnte. Unter den Bewerbern war ein gewisser J., dessen Familie wie ihn selbst, Frau Frommann wohl kannte, und sie hatte nichts gegen sie. Lieb war es ihr aber, daß Minna sie nicht um Rath gefragt, weil sie sonst nach ihren Aeußerungen leicht hätte denken können, sie wünsche, daß sie nicht immer Nein sage. Auch hier legt Hesse etwas ganz Falsches in die Worte, wenn er Frau Frommann ihre Ueberzeugung andeuten läßt, Minna werde einmal später über ihre ewigen Ablehnungen sich selbst Vorwürfe machen. Diese sprach sich gegen Minna immer mit größter Offenheit aus, wollte nur in Herzensangelegenheiten ihr keinen Rath ertheilen. Minna blieb immer bei den Ihrigen in Züllichau, wo ihre verheiratete Schwester und die Familien wohnten, die sich ihrer und ihrer Geschwister angenommen hatten, besonders die des Kriegsrath Pappritz und der Brüder Müller. Vergebens waren die Einladungen ihrer Pflegeeltern, zu ihnen zurückzukehren. Während Frau Frommann zu Weihnachten 1809 ihre Mutter verlor, hatte Minna dieses Fest fröhlich gefeiert. „Auf dir, auf Fritz und Allwine,“ schrieb diese ihr bei Mittheilung ihrer Trauerkunde, „ruht Hoffnung und Glück. Täusche mich keins von euch! Daß dich nichts in der Welt blenden, liebe Mina.“*) Daß sie sich im Jahre 1811 zur Rückkehr nach Jena entschlossen hatte, zeigt ein Brief Goethes an die Malerin Seidler vom 25. September 1811. „Hatte ich nicht das Vergnügen, Sie in Dresden zu besuchen“, schrieb er, „so sollen Sie mir desto mehr erzählen, von sich, von den Freunden und von dem guten Minchen, von der ich so lange nichts gehört und deren bevorstehende Wiedererscheinung

*) Von Loeper behauptet (Goethes Gedichte II, 291), der verkürzte Namen habe nur Minna geheißt, aber auch in Mina wird Wilhelmine verkürzt (es ist keine von mir gekünstelte Form, sondern eine wirklich gebrauchte, wie Lina, Tina, Bina, Dina, Fina, Pina), und auch Mine, Minchen wurde sie genannt. Sie selbst unterschrieb sich Minna, aber auch mit dem vollen Namen Wilhelmine, (Zeitschrift für deutsches Alterthum. XXVI, 377) mit dem sie auch Goethe 1817 bezeichnete. Minna ist der den Dichtern beliebte und dadurch bevorzugte Name geworden, den man sogar für solche wählte, die durch ihre Taufnamen keine Berechtigung dazu hatten, wie z. B. Körners Braut, Anna Marie Jakobine, Minna genannt wurde.

mich angenehm überrascht.“ Diese Aeußerung dürfte beweisen, daß er sich ihr gegenüber nichts vorzuwerfen hatte und von jeder leidenschaftlichen Neigung zu ihr frei war. Aber Minna kam nicht zur Ausführung ihres Entschlusses. Ihr Wunsch, in ihrer Heimat eine für sie passende Verbindung zu finden, schien sich bald darauf in schönster Weise erfüllen zu sollen. Ein junger schlesischer Edelmann, von Schweinitz, faßte eine herzliche Neigung zu ihr. Es kam zur Verlobung, aber die Mutter verweigerte hartnäckig ihre Einwilligung, wodurch die ersehnte Verbindung unmöglich ward. Diese Täuschung ihrer schönsten Hoffnung erschütterte Minnas Seele. In der Verzweiflung, daß ihr eine erwünschte Verbindung, die ihr, wie ihrer Schwester, Selbständigkeit gebe, versagt zu sein schien, verlobte sie sich nach Vollendung ihres dreiundzwanzigsten Lebensjahres mit einem Landsmanne, dem zweiunddreißig Jahre alten berliner Gymnasiallehrer Pfund, aber schon kurz nach der Verlobung wurde ihr diese leid. In diesem Zustande trieb es sie zu ihren Pflegeeltern zurück. Sie war schon entschieden, das Verhältniß aufzugeben. In Leipzig traf sie ihren eben auf der Messe anwesenden Pflegevater, bei dem es ihr himmlisch wohl war, da sie nun ihren Pflegeeltern wieder ganz angehören könne. „Du hast mir wohl angesehen,“ schreibt sie diesem von Jena aus, „wie mir bei dir wurde; aber ich habe wenig darüber gesprochen, weil ich fühlte, daß es keine Sprache für solche Gefühle gibt. Jetzt bin ich hier, sitze bei der Mutter und Allwinen und schreibe an dich. Es ist mir unmöglich, ernsthaft an etwas zu denken, was außer diesem Kreise liegt. Ich bin unbeschreiblich glücklich. Wie wohl ist mir bei der Mutter, bei meiner geliebten Schwester Allwine, wie fühl' ich von neuem, wie ich euch allen ans Herz gewachsen bin! Wie habe ich es nur aushalten können, so lange in der Fremde herumzuirren! Gottlob, daß ich hier bin!“ Was macht aber Heße aus diesem gemüthlichen, herzlichen Briefe! Er ist ihm „ganz der Ausdruck einer gewissen geistigen Leere, einer moralischen Abgespanntheit, eines traumseligen Gefühlswesens“, da doch nichts als die unendliche rührende Freude aus ihm spricht, er weder an eine vorausgegangene „wirre Thränenflut“ erinnert, noch „etwas Gedrücktes und Geknicktes“ zeigt: es ist die unendliche Wonne des Gefühls, daß sie von ihren Pflegeeltern unzertrennlich

sei, sie ein glückliches Heim bei ihnen habe. Bei ihren Großeltern in Weisensfels hatte Frau Frommann die zurückkehrende Pflegetochter erwartet. Diese hielten sie länger, als ihr lieb war, da es sie drängte, Minchens Bekenntnisse zu vernehmen. „Sie waren sehr, sehr freundschaftlich,“ schreibt sie ihrem Gatten an demselben Tage, wo Minchen ihre Freude diesem verkündete, „und es hat doch so etwas aus dem Zeitalter der Patriarchen, Rechtes und Wohlthätiges, wenn der Älteste der Familie die Jüngern und Jüngsten in Einigkeit um sich versammelt sieht. Ich hatte Augenblicke, wo ich mich in meine frühesten Jugend froh versetzt fühlte, wo ich Minchen die plattdeutschen Lieder wieder vorsang, die ich ihr, auf meinem Schooße sitzend, vorsang und die sie so glücklich machten, an die sie sich noch mit Freuden erinnerte.“ Hesse meint, für die Behmuth, mit welcher sie sich ihrer Kinderzeit erinnere, trete äußerlich kein anderer Grund hervor, als die Theilnahme für ihre Pflegetochter; diese aber kann unmöglich jene Erinnerung begründen, und was sie veranlaßt hat, wird ja unmittelbar vorher erwähnt. Auch ist es ein offenes Mißverständniß, wenn er sagt, die Pflegemutter habe jetzt Minchen die plattdeutschen Lieder wieder vorgesungen, um sie die schwere Vergangenheit wieder vergessen zu machen und ihre Gedanken in die glückseligen Tage der Kindheit zurückzuführen. Bei den Augenblicken, „wo ich Minchen die plattdeutschen Lieder wieder vorsang“, ist nur das geistige Versetzen in jene Zeit gedacht, welches so lebhaft war, daß sie ihr wieder jene Lieder vorzusingen glaubte; dies folgt entschieden aus dem Zusammenhange.

Einen sehr erwünschten Tummelplatz zu Vermuthungen bieten natürlich die für uns nothwendig etwas dunkeln Aeußerungen über Minna in demselben Briefe: „Ihre Freude ist so wahr — ich theile sie; sie überdeckt und verhehlt mir oft unsere bis jetzt doch so unentschiedene und gepreßte Lage [in Folge der Verlobung, die ihr schon leid geworden]. Du weißt, wie unwohl mich die Nähe eines Unrechts macht. Es ist mehr wie ein Unrecht geschehen; ich kann weder mit Gedanken noch mit Worten schelten; denn ich kenne die Gefühle eines jugendlichen Herzens.“ Das Unrecht besteht darin, daß Minna in der Verzweiflung sich vorschnell verlobte, und auch dem Bräutigam scheint sie vorzuwerfen, daß er Minnas Verweigerung

benutzte, um sie für sich zu gewinnen. Durchaus willkürlich ist es, wenn Hesse aus den von ihm aus dem Zusammenhange gerissenen Worten: „Doch ich muß, ich kann mit dir noch nicht über eine Sache sprechen, die mir selbst noch nicht klar ist,“ auf einen „unseligen Erfolg“, auf einen „mitleiderweckenden, beklagenswerthen Eindruck“ Minnas schließt; gerade das Gegentheil liegt vor. Wenn Hesse sich einbildet, den Schlüssel dazu in der Annahme gefunden zu haben, daß „bei Minna damals in Brittag [Brittag, bei Züllichau, wo ihr Bruder wenigstens später Pfarrer war] die ersten Anzeichen eines getrübtten Seelenzustandes hervorgetreten seien, und man sie, um ihre Melancholie zu zerstreuen, in die frühern anmuthigen und ihr so lieb gewordenen Umgebungen zurückzuversetzen“ beschlossen habe, so bedürfen wir eines solchen Schlüssels keineswegs, ja es widerspricht dieser willkürlichen Voraussetzung der Umstand, daß Minna sich kurz vorher verlobt hat. Der Kern des gesuchten Geheimnisses soll nach Hesse in der unmittelbar an die S. 289 angeführten Worte der Frau Frommann sich anschließenden Aeußerung liegen: „Manchmal ist mirs, als wünschte ich diese Helena zu verdoppeln, und dem schönen Paris das Blendwerk zu geben, damit er den Wunsch seines Herzens erfüllt glaubt. Erwacht, im reifern Besinnen würd' er mirs vielleicht danken. Das wirkliche häusliche, sittliche Weib scheint mir bei dem andern noch immer recht und gut angebracht. Aber es kann auch sei, daß die erste Liebe ein treues Herz bewahrt; wie ist man dann befugt, wozu soll man etwas stören, was so schön und heilig ist!“ Es ist hier offenbar von zwei Bewerbern die Rede, und zwar von den zwei letzten, dem schlesischen Edelmann, der ihre wirkliche erste Liebe war, und dem berliner Gymnasiallehrer. Von dem einen glaubt sie, daß er für sein höheres Gesellschaftsleben nicht das in Minna finden werde, was die schwärmerische Liebe ihm vorspiegle, wogegen sie eher dem bürgerlichen Bewerber, der ohne überspannte Ansprüche nur ein häusliches, sittliches Weib sich wünsche, genügen werde. Eine Helena nennt sie Minna, weil sich alle Männer von ihr angezogen fühlen; das mythologische Bild von der doppelten Helena, der wirklichen in Ilios und ihrem bloßen Bilde in Aegypten, ist freilich etwas sehr frei und will nicht ganz passen, doch deutet es

wohl darauf, daß von Schweiniß keine Ansprüche noch nicht aufgegeben hatte. Der schöne Paris bezeichnet den vornehmen reizenden Jüngling, der, von ihrer Anmuth bezaubert, in ihr sein Ideal gefunden zu haben glaubte. Entsetzlich ist es, wie Hesse bei diesem an Goethe denken konnte, der noch immer nach ihr verlange, der ihre erste Liebe gewesen sei: nicht allein ist beides nicht wahr, sondern der Zusammenhang spricht deutlich dafür, daß es sich um die beiden letzten von Minna angenommenen wirklichen Bewerbungen handelt. Aber Hesse geht so weit, unter dem „wirklichen häuslichen, sittlichen Weib“ an Christiane Vulpius zu denken, so daß Frau Frommann urplötzlich, nachdem sie des Unrechts, das Minna gethan, und ihrer letzten Bewerbungen gedacht, auf Goethe überpringe, der sich vier Jahre lang von Minna ganz fern gehalten und dessen Anziehung Frau Frommann so wenig gefürchtet hatte, daß sie diese Zeit über immerfort Minnas Rückkehr wünschte. Und wie faßt denn Hesse die Bezeichnung dem andern, die den Gegensatz zu dem schönen Paris bildet, auf, und wie stimmt der Gegensatz aber es kann auch sein zu dem unmittelbar vorhergehenden Satze, wenn man diesen so fabelhaft mißversteht!

Aber darüber macht sich Hesse keine Gewissensbisse. Seine Entdeckung verfolgt er frohgemuth weiter. Ohne Zweifel, meint er, liegt einer von folgenden vier Fällen vor. Entweder hat „die selbstlose Christiane Vulpius, die Leidenschaft Goethes begreifend, sich zum Opfer dargeboten und brieflich gegen Minna Herzlieb erklärt, daß sie bereit sei, in eine Trennung von Goethe zu willigen“, oder „Goethe hat selbst der Geliebten, das Fernsein derselben unerträglich findend, diesen Vorschlag gemacht, und Minna Herzlieb ihn verworfen, verworfen mit gebrochenem Herzen“, oder „Goethe hat die Entfernte mit Briefen und Gedichten bestürmt und sie dadurch elend gemacht“, oder „die frommannschen Eheleute haben, durch Goethe aufmerksam gemacht, oder von anderer Seite benachrichtigt, daß die krankhaften Erscheinungen in dem Gefühlsleben Minna Herzliebs lediglich auf ihre Trennung von Jena und Goethe zurückzubeziehen, die Zurückführung der Erkrankten an die Stätte, wo sie verwundet worden, beschlossen“. Das letztere scheint Hesse das Natürlichste; das Unrecht soll auf der Seite der Frommanns ge-

wesen sein, weil sie ihre Entfernung für nöthig gehalten, ohne zu berechnen, welche Folgen diese auf Minnas Herz haben müsse. Jeder der angenommenen Fälle aber ist so toll und widerspricht so geradezu Goethes Charakter, dessen S. 287 f. erwähneter Aeußerung an die Seidler vom September des vorigen Jahres, der liebevollen Besonnenheit der Pflegeeltern und allem, was wir von dem ganzen Verhältnisse wissen, wie das Mißverständniß der Aeußerung, aus der sie gefolgert worden, ungeheuer ist. Von irgend einem Anspruche Minnas auf den Dichter zeigt sich nicht die 'geringste Spur, ja wenn sie auch Goethe innigst geneigt war, an seinen Besitz dachte sie so wenig wie irgend eines der andern jungen Mädchen, die von ihm bezaubert waren. Wenn der junge Frommann sie im Jahre 1808 aus Goethes Liebe „Trost in Thränen“ bis zum Ueberdruße die Strophe singen hörte von den Sternen, die man nicht verlange, an deren Schein man sich freue, so mag man darin immer den Ausfluß einer Neigung zu dem „lieben alten Herrn“ sehen, aber zugleich das Bewußtsein, daß der Dichter, abgesehen von seiner noch bestehenden Ehe, zu hoch über ihr stehe, als daß sein Besitz ihr in den Sinn kommen könne: aber Hesse setzt das Gegentheil voraus und findet darin später auch einen Beweis ihrer krankhaften Natur. Goethe selbst mag sie kurze Zeit, wie er an Zelter schreibt, mehr als billig geliebt haben, aber er hatte bald seine Leidenschaft überwunden, noch ehe er sein erstes Sonett dichtete, ja von einem tragischen Kampfe, von einer Verdüsterung seiner Seele kann keine Rede sein: es war dies nur ein reines Phantastiebild Stahrs, das nicht entschieden genug zurückgewiesen werden kann. Froh und heiter war er bald nach dem Adventsonntag 1807 in Jena; in bester Stimmung kehrte er am 18. Dezember nach Weimar zurück; bald darauf brachte er seine Frau nach Jena zum Ball, auf dem auch wohl, wie die meisten jungen Damen, die neunzehnjährige Minna gewesen sein wird, und niemand merkte an ihm irgend eine leidenschaftliche Spannung. Bei Minna, der anmuthigen Pflgetochter des ihm liebwerthen frommannschen Hauses, zeigte er sich anmuthig freundlich, aber gegen eine leidenschaftliche Aufwallung schützte ihn der sittliche Ernst seines Entschlusses. Eine Regung zu Minna hatte er so wenig verrathen, daß es damals niemand in Jena und

Weimar einfiel, in seinem „Wahlverwandtschaften“ habe ihm deren Bild vorgeschwebt, während man Modelle zu andern Personen des Romans in der schopenhauerischen Abendgesellschaft erkannte. Minna war beim Erscheinen des Romans freilich noch nicht in dieser gewesen; sie befand sich schon länger als ein Jahr in Züllichau, aber in Jena war sie doch sehr bekannt und auch, daß ihr Goethe seine Huldbildung dargebracht hatte, kein Geheimniß. Hätte Frau Frommann von einer Neigung Goethes zu Minna gewußt, jedenfalls hätte sie in Ottilien ihr Bild sehen müssen: aber jeder Gedanke daran lag ihr fern.

Wir wissen, daß ihr Verlobter Pfund mit Minna im Dezember 1812 in dem Abendkreise der Schopenhauer erschien, ohne Zweifel in Begleitung von Frau oder Herrn Frommann. Damals muß sie auch bei Goethe gewesen sein, der sich ihrer Verlobung gefreut haben wird, aber bald darauf zu seiner Ueberraschung hörte, daß diese wieder aufgehoben worden, da, wie Frau Frommann dem Verlobten versicherte, ihr abstoßendes Benehmen gegen ihn keine augenblickliche Laune sei, sondern sie ihn nicht liebe, der Gedanke an die Verbindung mit ihm sie unglücklich mache. Hätte sich Goethe irgend gegen Minna schuldig gewußt, er würde nicht bald darauf in einem Briefe an Luise Seidler gescherzt haben (oben S. 257), er habe immer geglaubt, dieses Geistchen gehöre einem treuen Elemente an; wobei die Bezeichnung als „Geistchen“ durch die kurz vorher erwähnten „Geisterchen“ veranlaßt ist, die, wie Knebel äußert hatte, zu Jena an seinem Gartenzaun plätscherten und schwagten und das treulosste Geschlecht in der Zauberwelt seien.

Raum war Minna von ihrer drückenden Last befreit, so fühlte sie sich heiter und wohlgemuth. Stahr spricht irrig von zwei kurz darauf eingegangenen Verlöbnissen in Jena, die sich rasch zerschlagen hätten.*) Die bewegten Tage der Schlacht bei Leipzig und Jenas darauf folgende Beunruhigung bestand sie mit starkem, vaterländisch begeisterten Muth. Im Dezember schrieb Frau Frommann an die

*) Luise Seidel sagt, zweimal sei sie Braut gewesen, ohne daß die Verlobung zu einer ehelichen Verbindung geführt: aber sie setzt diese offenbar in die Zeit, wo Minna von Jena nach Züllichau gegangen war.

Gattin von Steffens: „Minchen und Allwina führen ein herrliches Leben zusammen. Sie lieben sich, wie ich fast nie Schwestern sich lieben sah, und so liebten sie sich immer.“ Auch was sie sonst in demselben Briefe schreibt, deutet auf eine entschieden glückliche, durch keine bösen Erinnerungen und keine Sorge für die Zukunft getrübbte Stimmung. So hören wir, selbst Minchen und Allwina seien an Münchow zu Rittern geworden, wenn Kleingläubigkeit und Furcht in jenen gespannten Tagen sich seiner bemeistert hätten. Minchen grüße sie alle auf freundlichste, heißt es weiter, habe ihr auch so viel Hübsches für Frau Steffens und ihre Schwester gesagt, sei aber aus leidiger Dintenscheu nicht dahin zu bringen gewesen, es aufs Papier zu bringen. Derselbe herzliche Frohsinn spricht aus Minnas Dankbriefe an Hofrath Stark vom 28. Mai 1814, der, da er aus Jena nach Berlin berufen worden war, vor seinem Abgange ihr einen schönen Orangenbaum zurückgelassen und ihr von Berlin die besten Wünsche zu ihrem Geburtstage gesandt hatte. Sie schreibt ihm von der allerfreundlichsten Ueberraschung, die sie an ihrem Geburtstage gehabt, als sie morgens in die blaue Stube getreten sei und die reichen Geschenke gesehen habe. „Ich sage Ihnen nicht, was ich dabei empfand; ob ich aber das recht dachte und fühlte, das mögen Sie entscheiden.“ Bei dem nachmittägigen Ausflug nach der Kuniz sei sie recht in sich heiter gewesen, ob sie gleich noch froher hätte sein können. Der ganze Brief ist mit recht kindlichem Wohlwollen einer freilich nicht zu mutwilliger Lust gestimmten, aber in sich zufriedenen, dankbaren Seele geschrieben. Auch in den folgenden Jahren hielt diese heitere Zufriedenheit vor. Das herzliche Familienleben und der rege Verkehr mit so vielen alten Bekannten waren ihr sehr erfreulich.

Ende 1814 kam Goethe wieder einmal nach Jena, dann im November und im Dezember 1815, acht Jahre nach der schönen Zeit seiner Sonettendichtung. Er hatte jetzt in Frankfurt seine wetteifernd mit ihm dichtende Suleika gefunden und trug gern Lieder seines westöstlichen „Divan“ vor. Beim zweiten Besuche fühlte er sich freudig gehoben durch seine Ernennung zum ersten Staatsminister. Auch Frommanns blieben nicht unbefucht, und gegen Minna, deren sonderbares Liebesgeschick er bedauern mußte, konnte

er sich nur freundlich wie immer zeigen. Tief ergriffen durch den Tod der Kaiserin von Oesterreich und die schrecklichen Leiden seiner dem Tode verfallenen Gattin kam er am 11. Mai 1816 nach Jena, von wo ihn die Krampfanfälle derselben an Minnas Geburtstag zurückriefen. Der 6. Juni erlöste Christianen von ihren schweren Leiden. Goethe wurde durch diesen Verlust schwer betroffen. An Minnas Freundin, die Malerin Luise Seidler, schrieb er zwei Tage später: „Den lieben jenaischen Freunden und Nachbarn tausend Dank für ihre tröstlichen Worte. Bei dem großen Verluste, den ich erlitten, kann mir das Leben nur erträglich werden, wenn ich nach und nach mir vorzähle, was Gutes und Liebes mir alles geblieben.“ Nach Jena kam er erst wieder, als die Verlobung seines Sohnes sich entschieden hatte, gegen den 20. März 1817; er war damals in großer Aufregung wegen des Theaters. Seine Vorschläge zur Ordnung der Theaterverhältnisse fanden beim Herzog nicht die gewünschte Anerkennung. Als er von der Theaterleitung entlassen war, eilte er gleich am 13. April nach Jena. Auch dort war die Aufregung über dieses Ereigniß allgemein. Er beschäftigte sich jetzt mit den Anstalten für Kunst und Wissenschaft. Zu Minnas Geburtstag sandte er ihr die beiden Bände der neuen Ausgabe seiner Gedichte, in welche er zuvor Verse zur Widmung geschrieben (vgl. S. 222).*) Die beiden wirklich auf Minna bezüglichen Sonette fanden sich darin noch nicht; von den hier gedruckten spielt nur das Sonett „Wachsthum“ darauf an, daß er sie von Jugend an habe sich entwickeln sehen. Darauf ist es denn wohl zu beziehen, wenn Goethe sagt, finde sie hier Bekannte, so habe sie sich vielleicht erkannt. Die Bekannten sind die Sonette, in welchen sie sich wiederfinde.**) Hat erkannt steht freilich hier etwas sehr frei für

*) An Fräulein Wilhelmine Herzlieb.

Wenn Kranz auf Kranz den Tag umwindet,
Sei dieser auch Ihr zugewandt,
Und wenn Sie hier Bekannte findet,
So hat Sie Sich vielleicht erkannt.

**) Goethe selbst scheint die Beziehung nicht mehr verstanden zu haben, wenn er im Jahre 1827 dem unter der Ueberschrift: „Zum Geburtstag mit

erkennt; mag man auch das Perfekt auf das rasche, augenblickliche Erkennen beziehen wollen, so hat doch besonders der Reim es zu verantworten. Im Grunde konnte es Minna Goethe fast verdenken, daß er die eigentlich auf sie gedichteten nicht aufgenommen hatte. Dieser blieb, bis ihn die am 17. Juni im engsten Kreise gefeierte Vermählung seines Sohnes nach Weimar zog, kam aber bald zurück und verweilte bis zum 8. August wieder daselbst. Im November siedelte er auf längere Zeit nach Jena über, da die ihn Jahre lang beschäftigende Vereinigung der dortigen Bibliotheken seine fast dauernde Anwesenheit forderte.

Am 11. November wurde im Hause Frommanns die silberne Hochzeit im Familienkreise gefeiert. Frau Frommann that es leid, daß von den 11 Erwachsenen, die sie umgaben, noch keines ein glückliches Loos in der Ehe getroffen. „Aber wir waren vergnügt“, schreibt sie ihrem Sohne. „Ich kann sagen: die beiden lieben Mädchen [Minchen und Alwina] habe ich nie liebenswürdiger gesehen. Wenn sie der Nührung ihres Gemüths einen Ausbruch gönnen wollten, faßte mich eins von hinten um und küßte mich, oder sie drückten mir die Hand oder sahen mich zärtlich an.“ Sechs Wochen später beschreibt Minna dem in Berlin studierenden jungen Frommann ihren glücklichen Weihnachtsabend. „Ich fühlte mit unbeschreiblicher Gewalt das Glück einer Familie, die sich ganz versteht. Alwina und ich saßen vor ihnen [Vater und Mutter] mit recht vollem Herzen; nur zuweilen ein Blick und wir verstanden uns, wie du und [sein Freund] Scheidler auf eurem Heimange.“ Hesse ist sehr im Unrecht, wenn er darin Mangel an Frische, an Gedankenfülle, ihr altes träumerisches Wesen findet; er übersieht, daß wir nur eine Stelle aus diesem Briefe kennen, nicht was sie sonst ihrem brüderlichen Freunde schrieb.

Die ganze Zeit verfloß ruhig, ohne jede Störung; nicht die leiseste Spur, daß die Erinnerung an Goethes Liebe und die

meinen kleinen Gedichten“ unter den „Inschriften, Denk- und Sendblättern“ gedruckten Gedichte die Erläuterung hinzufügt: „Wo sie sich auf manchem Blatt wie im Spiegel wieder finden konnte“, wonach die „Bekannteren“ wohl andere von ihm besungene anmuthige Gestalten sein sollen, die ihr ähnlich sehen.

Sehnsucht nach ihm ihre Seele bekümmert, ihren Sinn getrübt hätte; auch ihr wirklich geliebter von Schweinitz war vergessen. Aber freilich mußte, trotz aller liebevollen Behandlung, zuweilen ein gewisser Unmuth sie ergreifen, daß sie ohne jede Bestimmung im Hause ihrer sie wie ihr eigenes Kind liebenden Pflegeeltern lebe. Frau Frommann schreibt ein paar Wochen nach ihrer silbernen Hochzeit: „So heiter Minchen im ganzen ist und so wohl es ihr bei und unter uns gefällt, so fühlt sie doch oft, und ich könnte sie nicht lieben, wenn sie es nicht fühlte, daß sie auf der Welt mehr Gutes stiften und nützen könnte.“ Einmal äußerte sie; als in Züllichau ein Trauerfall eintrat: „Ach, wenn ich in Züllichau wäre, ich wüßte, was ich thäte.“ Aber es fehlte ihr eben eine entschiedene Willenskraft. Als ihr Onkel Borsch in Berlin seine Gattin verlor, dachten Alwina und Frau Frommann, sie könnte bei diesem wohl die Sorge für die Kinder übernehmen, ohne daß eines von ihnen diesen Gedanken ausgesprochen hätte; aber Borsch fand bald andere Hülfe, ehe Minna einen solchen Entschluß äußerte. In ein ganz falsches Licht setzt Hesse den Brief, in welchem Frau Frommann ihrem Sohne mittheilt, daß sie bei dem Verluste von Borsch gedacht hätten, Minna würde sich gedrungen fühlen, die Sorge für die Kinder zu übernehmen, wozu sie bei ihrer Liebe zu Kindern sehr geschickt sei. Ohne zu bedenken, wie offen und frei sich Frau Frommann immer gegen ihren Sohn äußert, meint er, diese habe ihren Vortrag äußerst geschickt gehalten, um diesen zu veranlassen, Borsch auf Minna hinzuweisen, damit dieser ihre Hülfe in Anspruch nehme. Hesse möchte hier herauslesen, daß die Frommanns ihre Pflgetochter gern los geworden wären, deren Zustand ihnen eben beschwerlich gefallen. Jeder Unbefangene erkennt, daß die Pflegeeltern nur eine solche Stellung für sie wünschten, zu welcher sie sich selbst gedrungen fühlte und in der es ihr behaglich werde. Wie kann man so plump mißverstehen und die edelsten Charaktere mit willkürlichem Verdachte entstellen! Aber die Worte „so heiter sie im ganzen ist“ und der ganze Ton des Briefes scheinen ihm zu verrathen, „daß in der Familie noch immer etwas Gepreßtes, Unklares vorhanden war“, obgleich das gerade Gegentheil offen vorliegt. Aus allem (woraus?) möchte er folgern, daß „noch immer eine außergewöhnliche, zwar

zu augenblicklichen Besorgnissen keinen Anlaß gebende, aber dennoch bedenkliche, jedenfalls mit dem frischen, gesunden Hauche innerhalb des glücklichen frommannschen Familienlebens sich schwer vermischende Gemüthsstimmung Minnas im Lauf der Zeit nicht zu beseitigen gewesen war“. Diese Gemüthsstimmung ist eine bloße Erfindung Hesses; Minna war so heiter und zufrieden, wie es ihr bei einer gewissen Verschlossenheit und dem Träumerischen ihrer Natur möglich war, nur daß das Bedauern, keine Bestimmung gefunden zu haben, zu keiner Selbständigkeit gelangt zu sein, sie zuweilen mißstimmen mochte. Goethe, der diesen Winter größtentheils wegen der Vereinigung der Bibliotheken in Jena zubrachte, kam auch zuweilen zu Frommanns, wo er oft sehr heiter war, wie am Mittag des 7. Dezember, wo auch Minna mit Alwinen anwesend waren.

Von einer Störung ihrer Ruhe durch das Unglück der Liebe, durch den dämonischen Einfluß, den man mit gewissenloser Willkür der vor zehn Jahren entflammten, sie gewaltfam ergreifenden Neigung Goethes zuschreiben möchte, ist gar keine Spur. Frommann, der, wenn einer, es wissen konnte, hatte ganz recht, sie hat nie einen Gedanken gehabt, Goethe zu besitzen, sie ist nicht durch Liebessehnsucht nach Jena zurückgetrieben, ihr Geist nicht in Folge derselben gestört worden. Dieser widerstand selbst den gewaltigsten Aufregungen, in welche die ihr widerwärtige Ehe mit Walch sie setzte, bis nach vielen Jahren (es scheint, nach dem 1853 erfolgten Tode Walchs, der in seinem letzten Willen ihrer reichlich gedacht hatte) ihre Sinne sich verwirrten. Man brachte sie nach Sorau, dann in eine andere Heilanstalt, aus der sie genesen entlassen wurde. Jetzt kam sie auch wieder ein Jahr ums andere nach Jena zu dem jüngern Frommann (ihre Pflegeeltern waren längst gestorben), wo sie die mit ihrem eigenen Möbeln ausgestattete Stube bewohnte. Sie war gesund und heiter. Erst der Tod ihrer Schwägerin, mit der sie so lange zusammen gelebt hatte, ver störte 1864 den Geist der Fünfundsiebzigjährigen aufs neue. Das physische Uebel, die Verkücherung der großen Adern im Herzen, das immer gestiegen war, führte ein Jahr später ihren Tod herbei. Hesse spricht von einer krankhaften Naturanlage Minnas, aber das Träumerische, welches sie ihr ganzes Leben behielt, und ihre Unfähigkeit zu anhaltender,

strengerer Verstandesarbeit sind noch keineswegs krankhafte Erscheinungen; sie war eben eine mehr im Gemüthe als im Verstande lebende Natur, von unendlicher Zartheit, herzlichem Wohlwollen und sinniger Anmuth. Ebenso wenig können wir Hesse zugeben, ihre Affekte seien „durch die Bevorzugung des größten Dichters“ gesteigert worden. Daß er den wunderbaren Eindruck, den die vollendete Jungfrau am Advent 1807 auf ihn gemacht, in einem nach Petrarca's Weise ihr huldigenden, auf ihn sich beziehenden Sonette aussprach, konnte ihr nur schmeicheln. Die Charade auf ihren Namen bezog sich nicht eigentlich auf sie; eine viel sinnlichere und deutlichere, auf sie hinweisende von Zacharias Werner war ihr vorhergegangen. Auch das Sonett „Wachsthum“ konnte sie nur im allgemeinen als eine dichterische Huldigung betrachten: zu gleicher Zeit war sie von manchen andern umschwärmt; Aeltere und Jüngere wurden von ihren Reizen angezogen und die Jüngern suchten ihr oft, wie es Riemer berichtet, einen Kuß zu rauben. Aber alle diese Huldigungen übten keine dauernde Wirkung auf sie. Daß Stahr's Legende von dem tragischen Kampfe Goethes und alles, was Hesse darauf gebaut, auf unglaublich leichtfertiger Ausdeutung und theilweiser Unkenntniß des thatsächlich Feststehenden beruht, haben wir gezeigt. Wenn letzterer von auf Ueberspannung deutenden „Symptomen“ spricht, die „nach der Lösung dieses Verhältnisses [zu Goethe] schon äußerlich in ihren Briefen und Handlungen hervorgetreten“, so fehlt jeder Nachweis solcher. Daß sie mehrfache Anträge abwies, gestattet keinen Schluß auf Ueberspannung; wirklich scheint sie den jungen schlesischen Edelmann geliebt zu haben, und daß sie sich mit dem nicht von Herzen geliebten, sich ihr freundlich nähernden, ihre Seelenstimmung benutzenden, ihr eine freundliche Zukunft sichernden Landsmanne verlobte, war ein übereilter Schritt der Verzweiflung. Schon Goethes Sickingen sagt: „Bei Mädchen, die durch Liebesunglück gebeizt sind, wird ein Heiratsantrag bald gar.“ Aber sie fühlte sogleich, daß sie ihn nicht lieben könne, und wohl wirkte die noch im Herzen glühende erste Liebe, auch wohl die sich schon regende Ehescheu fort, als sie gegen den zum Besuche gekommenen Bräutigam sich abstoßend zeigte. Die beiden ersten schriftlichen Bewerbungen des Oberappellations-

rathes Walch wies sie ab; als dieser aber, in der Hoffnung, eine günstigere Entscheidung zu erlangen, wenn Minna ihn näher kenne, um Zutritt in frommannsches Hause bat, war sie nicht dagegen; Nach einiger Zeit erneuerte er seinen Antrag und sie willigte ein. Der Hauptbeweggrund zu diesem Entschlusse war wohl das Verlangen, eine selbständige Bestimmung zu gewinnen; daneben erfreute sie die Aussicht, von dem geliebten Jena und von der mit ihr wie blutsverwandt verbundenen Familie Frommann nicht getrennt zu werden. Daß ihr Herz nicht für Walch spreche, verhehlte sie diesem nicht; dennoch ging sie die Verlobung mit ihm ein. Nach dieser trat ihre Abneigung gegen ihn scharf hervor, aber sie traute sich Kraft zu, diese durch Pflichtgefühl zu überwinden; auch scheute sie sich wohl, zum zweitenmal eine Verlobung rückgängig zu machen. So bestand sie denn auf der Heirat, obgleich Frau Frommann und Walch selbst ihr vorstellten, das Beste würde eine Lösung des Verhältnisses sein. Sie hatte sich zuviel zugetraut: Abneigung und Ehescheu machten es ihr unmöglich, bei Walch zu leben, ihr Widerwille gegen ihren Gatten steigerte sich so, daß selbst dessen Nähe sie in Schrecken setzte; dabei mögen auch der Vorwurf gegen sich selbst, daß sie nicht mehr sittliche Kraft über sich habe, und ihr Unrecht gegen Walch sie gequält haben. Das Gefühl dieses Unrechts verfolgte sie auch, als sie zu ihrem Bruder geflohen war; sie schrieb Walch freundliche Briefe und meinte doch noch den Widerwillen gegen ihre Ehe überwinden zu können, ja sie machte mehreremale den Versuch, „ob es nicht ginge“, aber mit immer schlechterm Erfolg, da der Zustand, in welchen sie sich versetzt fühlte, so oft sie Walchs Wohnung betrat, mit dem glücklichen, den sie eben verlassen, im schreiendsten Gegensatze stand. Wie viel zu ihrer Ehescheu die Erinnerung an ihre erste Liebe beigetragen, wer möchte es entscheiden! Jedenfalls haben die dichterische Huldigung Goethes und dessen augenblickliche, ihr selbst verborgene leidenschaftliche Neigung auch nicht den entferntesten Antheil an ihrem Unglücke. Das erweisen ihre eigenen Aeußerungen gegen von Loeper (oben S. 234 f.) und das vollgültige Zeugniß des jungen Frommann, dem wir für die Einsicht, die er uns in diese Irrgänge verschafft hat, zu vollem Danke verpflichtet sind. Stahrs Legende ist eines der

warnendsten Beispiele, wie leicht ein geistreich verfolgter Einfall zu ärgster Entstellung, ungerechtester Beschuldigung und völliger Verwirrung der Verhältnisse führt.

Die mir kurz vor dem Abdrucke dieses Aufsatzes zugegangene Schrift: „Aus Goethes Herzensleben. Wahrheitsgetreue Darstellung von Fr. von Hohenhausen“ (Leipzig, A. Bergmann), entspricht leider so wenig der Verheißung des Titels wie der Aeußerung des Vorworts: „Das Gesamtbild, welches hier dargeboten wird, ist durchaus im Lichte der geschichtlichen Wahrheit, ohne Ausschmückung, ohne Splitterrichterei, aber gewiß mit echter Pietät gezeichnet.“ Eine Darstellung von Goethes Liebesleben aus einem warm und rein empfindenden Frauenherzen wäre höchst erwünscht, sollte dieses ihm auch nicht ganz gerecht werden, die Strahlenbrechung ihm nicht durchaus günstig sein. Entschieden ablehnen müssen wir jede nicht aus der Gesamtheit der feststehenden Thatsachen hervorgegangene Schilderung. Wie schwer hält es oft einem am offenen Lichte des Tages unter uns sich frei bewegenden Manne ins Herz zu schauen, seine Absichten, sein innerstes Wesen zu erkennen! Viel schwieriger wird dies bei einem Abgeschiedenen, den wir selbst nicht gekannt, dem wir nie nahe gekommen, dessen Bild wir nur aus den Strahlen seines Wirkens und aus einzelnen durch umfassende Kenntniß und kritische Sichtung der Ueberlieferung mehr oder minder zuverlässig erhaltenen Zügen gewinnen. Hier kann die Ueberlieferung kaum reich genug fließen. Die erste Pflicht des Darstellers ist sich dieser möglichst vollständig und treu zu versichern. Ein einziger unvorsichtig aufgenommener falscher Zug kann das ganze Bild entstellen, ein übergangener echter sich an der Reinheit der Auffassung rächen. Bei der Verfasserin der „Unglücklichen Liebespaare“ ist nicht allein die Kenntniß der Thatsachen unverantwortlich beschränkt, sie begeht auch die schlimmsten Versehen. So beruht z. B. dasjenige, was S. 241 als „das Merkwürdige“ bei der Dichtung der „Wahlverwandtschaften“ bezeichnet wird, „daß Goethe diesen Roman an Minna Herzlieb als Geburtstagsgabe sendete, mit folgender deutungs-

voller Widmung: „Wenn Kranz auf Kranz den Tag umwindet u. j. w.“ (vgl. S. 295) auf arger Verwechslung; denn mit jenen Versen übersandte Goethe im Mai 1817 die beiden Bände seiner Gedichte, die schon vor zwei Jahren erschienen waren. Bedeutend ist es gerade, daß Goethe den Roman der entfernten Freundin nicht schickte, wogegen die Verse, wenn sie auf diesen sich bezögen, für Ottilien als Ebenbild Minnas zeugen würden, und dazu Goethe die Abgeschmacktheit der Aeußerung aufbürden würden, finde Minna im Roman Bekannte, so habe sie sich vielleicht erkannt. Auch die Bemerkung über das frommannsche Haus ist so wenig ganz richtig als die Behauptung, Frommanns Schrift habe schon mehrere Auflagen erlebt; wenigstens sind mir nur zwei bekannt. Aber hätte die Verfasserin auch nur die erste mehr als flüchtig benutzt, so würde sie vor manchen Unwahrheiten sich geschützt haben, die dem von einem ebenso unverdächtigen wie gutunterrichteten Zeugen Berichteten auf das schroffste widersprechen. So ist von der Behauptung: „Goethes Neigung für das holde Mädchen wurde in Jena indessen bald bemerkt und viel besprochen, Frau Frommann fühlte sich verpflichtet Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen“, das gerade Gegentheil wahr. Frommann sagt: „Goethes Neigung zu ihr wurde wärmer, ohne daß dies äußerlich hervorgetreten wäre. Im jenaischen und weimariischen Publikum hatte niemand eine Ahnung davon.“ Eine gleich starke Veründigung gegen die Wahrheit ist es, wenn es S. 241 f. heißt: „Minna reiste in demselben Jahre [1809 oder 1817? Wirklich 1808] auf Wunsch ihrer Pflegemutter nach ihrem Geburtsort Züllichau; wahrscheinlich fand man es nöthig, eine Trennung von Jena herbeizuführen, damit Goethe dem jungen Mädchen nicht mehr gefährlich werden konnte und auch das Gerüde über seine Huldigung aufhörte. Denn letzteres mußte durch die Erscheinung des Romans verstärkt werden, da Minna unter der Maske von Eduards Geliebter Ottilie so leicht zu erkennen war.“ Aber thatsächlich steht nach Frommanns Mittheilung fest, daß niemand, auch nicht Frau Frommann, eine Ahnung davon hatte, bei der Romanheldin schwebte Ottilie vor, und die Reise nach Züllichau war nichts weniger als ein Sicherheitsventil. Auch alles, was die „wahrheitsgetreue Darstellung“ von Goethes Verhältnis zu Minna

weiß, widerspricht sichern Thatsachen. Wenn die Verfasserin meint, Goethe hätte, wenn er auch Minna nach dem Tode seiner Gattin nicht heiraten gewollt, „wenigstens etwas thun können, um ihre mittellose Lage zu erleichtern“, so fragen wir: „Welches Recht hätte Goethe gehabt, sich in ihre Verhältnisse einzumischen? Wäre dies nicht eine Beleidigung für die Familie Frommann gewesen, die sie zu den Ihrigen rechnete? Und gesteht denn die Verfasserin, die übrigens mit der Zeitfolge sehr frei umspringt, auch nicht selbst, Minna habe Goethe schon „vergessen“ gehabt, dieser durchaus nichts gethan, was ihr irgend einen Anspruch auf ihn gegeben? Aber Minna soll dann doch noch in ihrem Herzen an Goethe gehangen haben das wird aus der Lösung ihres Verhältnisses zu Pfund vermuthet. Freilich ist dies der Verfasserin „leicht“, weil sie eben die wirklichen Verhältnisse nicht kennt. Nebenbei erhalten wir noch die Vermuthung ins Blaue, in den launigen, im Volkstone gedichteten Versen „Unüberwindlich“ habe Goethe „den Vorgang verewigt“, daß „Silvie von Ziegefar ihm eine ihrer schönen langen Locken schenkte, wofür er ihr einen ‚elenden kurzen Büschel Haare‘ gab oder sich nehmen ließ“. Das ist eine saubere Mythendichtung aus den Worten eines Briefes von Goethe an die heitere Freundin: „Ein armseliges Büschelchen lege ich bei gegen die schöne geringelte Gabe. Sie sollen mirs aber gewiß nicht in allem so zuvorthun.“ Die Beziehung jener Verse auf diese Wechselgabe ist eben so willkürlich wie ungeheuerlich. Doch noch schlimmer ist es, wenn die Verfasserin trotz aller angeblichen Pietät schreiben konnte: „Minna Herzlieb mit Friederike von Sessenheim, die holden Mädchenblumen, welkten unter den Strahlen der Dichtersonne dahin, weil seine Liebe ohne Treue war.“ Was hat das sehr vorübergehende Verhältniß zu Minna mit der tiefen Herzensliebe zu Friederiken zu thun, gegen die Goethe sich schuldig fühlte, während er Minna seine keimende Neigung nicht verrathen, sondern sie gleich anfangs unterdrückt hatte! Und die Verfasserin sagt ja selbst, daß Minna auf ihn nicht gerechnet, daß er seine Neigung zu ihr überwunden habe. Aber eine solche Redewendung ist doch gar zu schön, wie unverantwortlich auch das damit Goethe angethane Unrecht sein mag. Das soll

Pietät sein! Eine schöne Pietät, die Goethe „Epikureismus der Leidenschaft“ Schuld gibt!

Leider ist es mit dem ganzen Buche nicht besser bestellt. So wird bei der allen Goethefreunden aus „Wahrheit und Dichtung“ bekannten Erzählung von des Dichters erster Liebe mit solcher Willkür verfahren, daß der Leser fast meinen muß, es lägen der Verfasserin neue, zuverlässigere Angaben vor. So läßt sie die Mutter bleich und zitternd ihren Wolfgang bei der Rückkehr von der draußen zugebrachten Nacht mit der Nachricht empfangen, sein Umgang mit Leuten niedern Standes sei entdeckt, und der „vergeffene“ Haus Schlüssel ist ihm vermuthlich auf Befehl des Vaters aus dem Rocke genommen worden, damit er in flagranti ertappt werde. Das Haus der Bettlern, worin Wolfgang Gretchen zuerst sah, macht sie Goethes eigener Darstellung zum Trotz zu einem Wirthshause. Die apokryphe Erzählung vom „schönen“ Gretchen, der Tochter des Wirths zur Roje zu Offenbach, fehlt auch nicht. Und das nennt sich eine „wahrheitsgetreue Darstellung“! Sogar die durchaus kein Bild gebenden, aus einzelnen Stellen leicht zusammengewobenen zwei Bogen über Bettina segeln unter dieser Flagge, während sie gar keine der schwierigen Fragen berühren. Von „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“ weiß sie nur, daß er „trotz einiger Ungenauigkeiten eine Fundgrube für alle Goetheforscher ist, und als ein Meisterwerk von poetischer Prosa anerkannt werden muß“. Auf die von Bettinen in Anspruch genommenen Sonette Goethes geht sie eben so wenig ein als auf die übrigen Fälschungen der eitlen Liebeschwärmerin. Neu war mir die Behauptung (S. 256), die allerersten Gedichte im „Divan“ trügen allerdings Spuren ihres Einflusses auf Goethe. So etwas wird niemand auch nur von ferne zu vermuthen wagen, der die Entstehungsgeschichte desselben kennt, der weiß, wann dieser begonnen. Aber das ist gerade der Charakter dieser Darstellungen, daß die Verfasserin vieles ohne alle Kenntniß der Sache leichtfertig behauptet. Und doch kann man gerade bei der Beurtheilung so feiner Beziehungen, wie sie in Goethes Liebesleben zu Tage treten, kaum gewissenhaft genug sein. Und ist denn Goethes Ehre vogelfrei, daß jeder sich sein Liebesleben in seinem Kaleidoskop zusammenrütteln darf, wie er will! Wir verlangen

Wir verlangen für den großen Dichter nur die geringste Gunst, wenn es eine solche zu nennen ist, daß man nicht nach Willkür, sondern nach strenger geschichtlicher Prüfung auch seine Liebe darstelle; urtheilen darüber mag jeder nach seinem Sinne, nur die Thatfachen soll niemand fälschen oder mit seiner Schere beschneiden. Am bedauerlichsten ist es, wenn derartige auf weitere Kreise berechnete Schriften ein Trugbild der Wahrheit unterchieben, und so das Urtheil der arglos einer solchen Stimme Hörenden dauernd irre führen. Da ist es die Pflicht der Wissenden rücksichtslos die Wahrheit zu sagen und vor einer solchen Geschichtsmacherei, solcher durchgängigen Entstellung von Goethes Liebesleben zu warnen. Von einer anschaulichen, aus tiefer Erfassung des Bildes hervorgehenden Schilderung kann hier um so weniger die Rede sein als die Kenntniß der gerade in Betracht kommenden Thatfachen, um von Goethes ganzem Sein und Wesen nicht zu reden, die allerungenügendste ist, die Hauptquellen der Verfasserin unbekannt waren; und doch wagt sie Vermuthungen aufzustellen, zu welchen nur die genaueste Einsicht des vollständigen Thatbestandes berechtigte, die gerade so manche hier versuchte als rein unmöglich herausstellte. Die Wahrheit sollte jedem Deutschen zu hoch und der Dichter zu lieb sein, als daß er dessen Geist und Herz sich roh verleumden und von der Unkenntniß sein Bild sich verpfuschen lassen wollte. Wenn die Deutschen sich von August Hesse und Frau von Hohenhausen über Goethes Liebesleben belehren lassen, so sind sie wohl berathen: der eine wendet allen sophistischen Scharfsinn auf, ihn zu verdächtigen, die andere beschuldigt ihn mit ärgster Leichtfertigkeit, um den Leser zum Mitleid gegen die arme Minna zu bestimmen, für die der Dichter, weil er eine arge Schuld gegen sie auf sich geladen, wenigstens etwas hätte thun müssen.